

mo

MAGAZIN FÜR MENSCHENRECHTE NR. 30

SOS
MITMENSCH

2,50€
DARON 1,25€
FÜR KOLPORTAGE

Magazin für Menschenrechte 1/2013, März/Mai, Herausgeberin: SOS Mitmensch, Zollergasse 15, A-1070 Wien, www.sosmitmensch.at

DOSSIER FUSSBALL

PFEIF DRAUF: Als schwarzer Schiedsrichter in Österreich

Mit PETER STÖGER auf einen türkischen Kaffee

ETHNO-TEAMS und ihr Ende bei den Amateuren

WANN BEWEGT SICH DIE INNENMINISTERIN?

REFUGEE-PROTESTE

Was hilft, das nervt manchmal

Ein großer Teil dieser Ausgabe des MO-Magazins für Menschenrechte wird mittels Straßenkolportage vertrieben.

Straßenkolportage hilft den Menschen, die die Zeitung verkaufen. Denn bei den KolporteurInnen handelt es sich ausnahmslos um bedürftige Menschen. Für sie ist jeder dazuverdiente Euro eine wichtige Hilfe im Kampf ums existenzielle Überleben.



Straßenkolportage leistet einen wichtigen Beitrag zur Medienvielfalt in Österreich. Österreich braucht eine lebendigere Medienlandschaft und unsere Gesellschaft braucht eine Vielfalt an Perspektiven.

Straßenkolportage hilft SOS Mitmensch beim Vertrieb seines Menschenrechtsmagazins. Wir wollen mit dem MO zu einer offeneren, demokratischeren und lebendigeren Gesellschaft beitragen.

Straßenkolportage nervt aber auch manchmal. Es gibt Situationen, in denen man keine Lust hat, eine Straßenzzeitung unter die Nase gehalten zu bekommen. Es gibt Situationen, in denen KolporteurInnen zu hartnäckig ihrem schwierigen Geschäft nachgehen oder sich nicht korrekt verhalten. Und es gibt nichtautorisierte VerkäuferInnen und BettlerInnen, die ihr Glück mit einem MO in der Hand versuchen.

Wir nehmen jede Beschwerde sehr ernst. Wir führen Schulungen durch und versuchen den Austausch mit den KolporteurInnen zu intensivieren. Aber all das ist natürlich keine absolute Garantie dafür, dass es nicht da oder dort doch zu Fehlverhalten kommt. Was uns allerdings immer wieder sehr positiv bewegt, ist die Tatsache, dass sich fast alle Menschen, die sich über das Verhalten einzelner KolporteurInnen beschwerten, solidarisch mit dem SOS Mitmensch Kolportage-Projekt erklären. Viele sprechen auch ein großes Lob für die Qualität des MO-Magazins für Menschenrechte aus.

Daher steht es für uns außer Frage, dass wir unser Straßenzzeitungsprojekt weiter führen möchten. Unsere Bitte an Sie: Kaufen Sie unsere Zeitung nur von KolporteurInnen, die den MO-Ausweis sichtbar tragen. Und wenn Sie das Verhalten eines Kolporteurs oder einer Kolporteurin unangemessen finden, dann schicken Sie uns eine Nachricht an: office@sosmitmensch.at

Danke.



JETZT SPENDEN!
PSK 91000590, BLZ 60000



Abdullah A. erzählt über sein Leben. Foto: Karin Wasner

Liebe Leserin Lieber Leser

Eigentlich ist es kaum vorstellbar, zweieinhalb Monate bei winterlichen Temperaturen auszuharren und dazu mit einem Hungerstreik noch den eigenen Körper zu schwächen. Andererseits sind auch viele Erfahrungen der Refugees, die sie im Grenzgebiet zwischen Afghanistan und Pakistan gemacht haben, für kaum einen Österreicher vorstellbar. Strapazen wie diese machen einen vielleicht stärker. Oder sie lassen einen zerbrechen. Auch jene Fälle von Suizidversuchen und Aufhalten auf der Psychiatrie in Steinhof sind dokumentiert. Insofern ist der Protest der 63 Refugees, die nun vom Servitenkloster im 9. Wiener Bezirk aus ihre Forderungen nach Aufenthalt und besseren Asylbedingungen fortsetzen, eine bewundernswerte demokratische Leistung. AsylwerberInnen sprechen erstmals für sich selbst – das könnte auch ein Modell für die Zukunft sein. Wir haben für diese Ausgabe mit Abdullah Akbarjan, einem jener 63 Flüchtlinge, gesprochen. Er erzählt seine eigene Lebensgeschichte. Während die Innenministerin in einem eher traurigen Akt ihre Unbeugsamkeit beweist, demonstriert in Gallspach (OÖ) eine ganze Schule, wie unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen geholfen werden kann. Ganz easy. Ein Positivbeispiel, das zeigt, was in Österreich möglich ist. Auch darüber soll hier zu lesen sein. Und natürlich vom Dossier dieser Ausgabe: Fußball aus minoritärer Sicht sozusagen. In einem äußerst liebevoll gestalteten Portrait über einen der wenigen schwarzen Schiedsrichter erklärt der Ruander Alphonse Hategekimana, warum er nach bald 30 Jahren Österreich noch immer nicht drauf pfeift.

Spannende Momente wünscht
Gunnar Landsgesell



Foto: Schlagenhaufen



Foto: Karin Wasner



Foto: Volkshilfe

Einstieg

- 3 EDITORIAL**
- 4 INHALTSVERZEICHNIS**
- 7 HANDLUNGSBEDARF**
Über nötige Konsequenzen aus den Flüchtlingsprotesten.
Kommentar: Alexander Pollak

Dossier Fussball

- 8 MAN NENNT IHN ALPHONSE**
Wie ein schwarzer ÖFB-Schiedsrichter sich im Unterhaus Respekt verschaffte.
Portrait: Stefan Kraft
- 12 UND NOCH EIN FERRARI ...**
Wieviel soziale Verantwortung tragen SpitzensportlerInnen?
Essay: Johann Skocek
- 16 HERKUNFT? VÖLLIG WURSCHT**
Austria-Trainer Peter Stöger über Rassismus, Homophobie und Burnout im Fußball.
Interview: Gunnar Landsgesell, Georg Spitaler
- 19 ENDE DER ETHNO-SPIELE**
Der ÖFB zieht einen Schlusstrich: „Volksgruppenteams“ und Ausländer-Beschränkungen haben im Amateurfußball bald ausgedient.
Text: Reinhard Krennhuber

Andere Themen

- 22 NUR TEE MIT ZUCKER**
Abdullah A. ist einer jener 63 Refugees, die nach langem Protest kürzlich in das Servitenkloster umgezogen sind. Davor hat er uns seine Geschichte erzählt.
Reportage: Eva Bachinger
- 28 DAS KROKODIL MUSS BEISSEN**
In der Berichterstattung über die Flüchtlings-Proteste gerieten – bis auf das BMI – alle in die Defensive.
Diskursanalyse: Philipp Sonderegger

- 30 WENN ANRAINER IHR WERKZEUG HERLEIHEN**
Ein kleiner Ort zeigt vor, woran ein Land scheitert: Gallsbach (OÖ) hilft unbegleiteten Flüchtlingen mit Verve.
Text: Heinz Fronck
- 34 MYTHOS DIREKTE DEMOKRATIE**
Wie Bürgerentscheide sich auf Minderheiten auswirken.
Interview: Peter Meier

Rubriken

- 37 NEUES VON DER BOCK**
Frau Bock fühlt sich schon wie eine kleine Votivkirche.
Aufgezeichnet von Anna Diltsch
- 38 KOMMENTARE**
Martin Schenk: Wir sind völlige Anfänger
Philipp Sonderegger: Distanzieren, aber richtig.
Olivera Stajic: Mit Kinderpartisanen zu sozialer Gerechtigkeit
- 40 POPULÄRKULTUR**
Bücher von Michael Genner, Barbara Coudenhove-Kalergi, Alexander Pollak und Irene Messinger.
- 41 SPOTLIGHT**
Erich Zwettler und die Zivilgesellschaft: Als Soko-Leiter ermittelte er gegen TierschützerInnen und Uni-brennt-AktivistInnen. Im Dezember ließ er das Flüchtlingscamp im Sigmund Freud-Park abreißen. What next?
Text: Gerfried Balzer
- 45 SOS MITMENSCH**
Kunstauktion am 18. April. und weitere Aktionen.
- 46 ANDERE ÜBER ...**
Der Verfassungsrechtsexperte Joachim Stern problematisiert das geltende Staatsbürgerschaftsrecht.

- 27 IMPRESSUM**



Spielt nicht mit dieser Welt!



Die derzeitige Form der Globalisierung geht an den Menschen vorbei. Einer kleinen Gruppe von GewinnerInnen steht eine große Mehrheit von VerliererInnen gegenüber. Die „Freiheit“ der Investoren geht zu Lasten der sozialen Gerechtigkeit, Gesundheit, Umwelt, der kulturellen Eigenständigkeit und zu Lasten der Frauen.

Dies ist kein Naturgesetz. Wirtschaft ist für alle da, und sie geht uns alle an. Attac zeigt Entwicklungen auf und bietet Alternativen.

Denn Globalisierung braucht Gestaltung.

*Bei Interesse schicken wir Ihnen gerne Informationsmaterial zu.
Kontakt » E-Mail infos@attac.at, » Telefon 01/544 00 10*

%attac.at

ZARA
ZIVILCOURAGE UND ANTI-RASSISMUS-ARBEIT

Kein Platz für Rassismus.

2012

Facebook, offene Gruppe, 102 Mitglieder

Mitglieder der Gruppe posten regelmäßig fremdenfeindliche Kommentare. Eine Userin wünscht sich die Wiedereröffnung des Konzentrationslagers Mauthausen für ZuwanderInnen und „linksorientierte“ PolitikerInnen.

Die Gruppe wurde bei der NS-Meldestelle des Innenministeriums angezeigt.

Geben Sie Alltagsrassismus keine Chance und unterstützen Sie uns im Kampf gegen Rassismus! Spenden Sie jetzt!
Uni Credit Bank Austria, Kto. 05211362800, BLZ 12000

www.zara.or.at



Alle Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich absetzbar.



Alle Menschen
sind frei und gleich an
Würde und Rechten
geboren.

TAXI 40100

taxi40100.at



Kathl. Henz / Mario Ratt

Die gemeine Gerbera war schon immer Gretas liebste Grünpflanze. Die körbchenförmigen Blütenstände, die fiederteiligen Blätter, die zweizipfelige Kronröhre.... Niemals würde ein von Menschenhand erschaffenes Artefakt auch nur annähernd so symmetrisch und rundherum vollkommen sein. Die einzige Ausnahme war da vielleicht Gretas neue Sonnenbrille, zufällig in ihrer Lieblings-Gerbera-Farbe...

Brillen.manufaktur ^(N)

Nikolaus Hauser

Neubaugasse 18 1070 WIEN T/F +43 01 523 82 00

profund • kritisch • wissenschaftlich

Kurswechsel

Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen
www.kurswechsel.at



Themen 2013

- *Aktivismus und Wissenschaft*
- *Social Entrepreneurship als Ausweg?*
- *Regionale Integration - Alternative Entwicklungspfade?*
- *Feministische Beiträge zur Krisenanalyse und -bewältigung*

Einzelheft: € 10,50
Normalabonnement: € 29,—
StudentInnenabonnement: € 18,—
Auslandsabonnement : € 36,—

Bestellung an: Sonderzahl Verlag
Fax: (0043-1) 586 80 70
E-Mail: sonderzahl-verlag@chello.at
www.sonderzahl.at



Meine Versicherung

ServiceTel: (kostenlos)
0800/20 11 30
mail@oebv.com

www.oebv.com

Nachhaltige Verantwortung? Ja, ganz sicher!

Die Österreichische Beamtenversicherung wurde vor 118 Jahren als Selbsthilfeorganisation von Beamten gegründet. Als Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit sind uns Solidarität und soziale Verantwortung bis heute eine Selbstverständlichkeit. ÖBV – die Versicherung von Mensch zu Mensch.



Mit der ÖBV durchs Leben

ASYLPOLITIK

Befreiung aus dem Niemandland

Welche Konsequenzen aus den Flüchtlingsprotesten in Österreich und anderen europäischen Ländern gezogen werden müssen.

Kommentar: Alexander Pollak



Illustration: Petja Dimitrova

Dass Flüchtlinge in Europa Protestcamps errichten und in Hungerstreik treten, ist nicht das Resultat von Instrumentalisierung. Es ist das Resultat einer Politik, die Menschen in Ausnahmesituationen treibt. Jährlich endet für tausende Flüchtlinge der Versuch, nach Europa zu gelangen, tödlich. Von jenen, die es schaffen, landen viele in einem rechtlosen Niemandland. So wie auch die Flüchtlinge aus der Votivkirche.

Anstatt sich Lösungen für diese Menschen zu überlegen, reagiert die verantwortliche Politik mit noch schärferer Abwehr. Die Konsequenz: Noch mehr Menschen sterben an den europäischen Außengrenzen. Und auf diejenigen, die es nach Europa schaffen, warten oftmals Freiheitsentzug, soziale Verelendung und ein Asylverfahren, bei dem sie von Anfang an keine Chance haben.

Der Rückzug der Politik auf den Stehsatz, Gesetz sei Gesetz, ist falsch. Gerade der Asylbereich zeigt auf, wie dramatisch Gesetze über die letzten Jahrzehnte verändert wurden, wie unterschiedlich sie ausgelegt werden. Österreich kann viel für die Veränderung der Situation von Flüchtlingen tun.

Viel würde sich verbessern, könnten Flüchtlinge in Österreich ein möglichst normales

Leben führen. Dazu müssten von der Politik geschaffene Barrieren beseitigt werden.

Schikanöse Freiheitsbeschränkungen sollten aufgehoben werden. Es sollte einer in Traiskirchen untergebrachten Person möglich sein, zu einem Beratungsgespräch nach Wien zu fahren. Arbeitsverbote sollten beseitigt werden. Wer hier lebt, sollte auch hier arbeiten dürfen. Der Besuch von Schulen, Sprachkursen und Ausbildungen sollte ermöglicht und gefördert werden – auch dann, wenn Asylsuchende schon über 15 Jahre alt und somit nicht mehr schulpflichtig sind.

Bei der Auswahl ihrer Unterbringung sollten Asylsuchende angehört und ihre Bedürfnisse berücksichtigt werden. Es hat keinen Sinn, Menschen, die eine Ausbildung machen wollen, an einem Ort unterzubringen, wo es keinerlei Angebot dafür gibt, und es hat auch keinen Sinn, jemanden in Voralberg unterzubringen, der Bekannte in der Steiermark hat.

Die Grundversorgungsleistungen sollten Asylsuchenden sowohl in betreuten Einrichtungen als auch im Rahmen einer selbstständigen Unterkunftssuche ein würdiges Leben ermöglichen. Spezielle Betreuungsbedürfnisse, etwa von Kindern mit Gewalt-

erfahrung, sollten berücksichtigt werden. Darüber hinaus braucht es zügige, aber vor allem faire Asylverfahren, bei denen Asylsuchende nicht von vornherein verloren haben, wenn sie an den falschen Asylsenat geraten. Es muss garantiert sein, dass Asylsuchende in allen Instanzen angehört werden. Die 2008 erfolgte Abschaffung des Verwaltungsgerichtshofs als letzte Instanz hat Verfahren beschleunigt, allerdings um den hohen Preis der Einschränkung von Rechtsstaatlichkeit.

Für all jene, bei denen die Verfahren lange dauern, braucht es ein Bleiberecht, das dafür sorgt, dass Menschen, die hier Fuß gefasst haben, auch hier bleiben können. Die Praxis, Personen mit negativem Asylbescheid, die aber nicht abgeschoben werden können, durch Entzug der Grundversorgung, Verweigerung des Status als Geduldete oder gar In Schubhaftnahme für ihr Noch-immer-hier-Sein zu bestrafen, muss gestoppt werden.

Nicht zuletzt sollte auch das unwürdige Menschen-Pingpong, bei dem Flüchtlinge zwischen EU-Ländern hin- und hergeschoben werden, ein Ende finden. Das zu tun bedarf des Einsatzes Österreichs, aber auch einer gesamteuropäischen Initiative.

DER GELBE EBER

Alphonse Hategekimana ist Ruander und seit 1985 Schiedsrichter im Wiener Unterhaus. Dabei wollte er nur zum Studieren nach Österreich kommen. Ein Gespräch über Raiffeisen-Fahrräder, die Rapid-Ultras und was Alphonse antwortet, wenn ihn jemand – im Fußballjargon – „schwarze Sau“ nennt.

Interview: Stefan Kraft

Fotos: Karin Wasner

Vom ersten Moment dieser Begegnung an bin ich kein Unparteiischer mehr. Vielleicht stimmt es gar nicht, was man über Schiedsrichter sagt. Dass sie sich auf dem Platz genauso verhalten wie im restlichen Leben. Herrisch. Bestimmt. Anmaßend und gebieterisch. Und jedem, der nicht nach ihrer Pfeife tanzt, ins Gewissen reden.

Alphonse Hategekimana ist anders. Auf dem Platz mag er eine Autorität sein – er muss es sogar sein. Er ist Schiedsrichter in den Ligen des Wiener Fußballverbandes, in den Untiefen des Unterhauses, wo man weder als Spieler noch als Offizieller, schon gar nicht als Schiedsrichter aus Afrika, allzu viele Schwächen zeigen sollte. Im privaten Gespräch ist Alphonse so zurückhaltend und zuvorkommend, so höflich und freundlich, dass man daran zweifelt, einem Schiedsrichter gegenüberzusitzen. Noch dazu, da er sich auf jede Diskussion einlässt, die ich anzettle.

Doch den Beweis erbringt er gern. Alphonse erzählt vom bevorstehenden Wochenende. Es ist, wohlgemerkt, Winterpause, und

Alphonse pfeift am Freitag Abend bei einem Betriebsfußballturnier in der „Soccer-Arena“, am Samstag Nachmittag beim ASVÖ-Nachwuchs, am Sonntag in aller Herrgottsfrüh am WAF-Platz und um 16 Uhr das Spitzenspiel Lindenhof gegen Straßhof auf dem Gelände von Hellas Kagran. Ich nicke achtvoll und weiß, dass ich von den Wiener Fußballplätzen, auf denen Alphonse Woche für Woche seine Einsätze absolviert, nur die wenigsten persönlich besucht habe. Zum Trost denke ich mir, dass er eben schon viel länger pfeift, als ich über Fußball schreibe.

Premiere vor 30.000

Begonnen hat alles, so erzählt Alphonse Hategekimana, 1981 mit einem Schiedsrichterkurs in der ruandischen Hauptstadt Kigali. Viel später wird er mit einem selten traurigen Ausdruck im Gesicht erzählen, was ich ohnehin schon ahne: dass er dorthin nicht mehr zurück kann und will nach dem Bürgerkrieg. Aber Anfang der 1980er-Jahre waren die Verhältnisse noch nicht ganz so schlecht, und der junge Alphonse, den sie im

Internat immer ins Tor gestellt hatten, wollte beim Fußball bleiben, so sagt er, und ein Bekannter im Sportministerium empfahl ihm, doch das Pfeifen zu lernen.

Es gibt wenige SchiedsrichterInnen, die ihr erstes Spiel vor über 30.000 ZuseherInnen absolvierten und anschließend mit der Polizei aus dem Stadion gebracht wurden. Alphonse ist einer von ihnen. Er war als Linienrichter zugeteilt (als man noch „Linienrichter“ und nicht Assistent sagte) im Stadtderby von Kigali. Die eine Mannschaft hieß Electrogaz FC (und würde mit diesem Namen auch in der Wiener Liga nicht auffallen), auf der Gegenseite stand Rayon Sports, aber die zwei Kollegen des neu gekürten Schiedsrichters erschienen nicht. So lag es an Alphonse, das Spiel zu leiten. Der Zorn des Publikums war ihm sicher.

Es gibt auch wenige SchiedsrichterInnen, die bei ihrer Premiere mehr ZuseherInnen haben als bei den Spielen in ihrer restlichen Karriere. Alphonse ist einer von ihnen. Als er 1983 zum Studieren nach Österreich kam, suchte er kurze Zeit nach seiner Ankunft den



Alphonse Hategekimana pfeift für den ÖFB: Auf dem Platz muss er eine Autorität sein. Er ist Schiedsrichter in den Ligen des Wiener Fußballverbandes, in den Untiefen des Unterhauses, wo man weder als Spieler noch als Offizieller, schon gar nicht als Schiedsrichter aus Afrika, allzu viele Schwächen zeigen sollte.

Begonnen hat alles, so erzählt Alphonse Hategekimana, 1981 mit einem Schiedsrichterkurs in der ruandischen Hauptstadt Kigali. Viel später wird er mit einem selten traurigen Ausdruck im Gesicht erzählen, was ich ohnehin schon ahne: dass er dorthin nicht mehr zurück kann und will, nach dem Bürgerkrieg. Heute arbeitet der ehemalige Medizinstudent als Ordinationshilfe in Wien.



Wiener Fußballverband auf. Ich bin Schiedsrichter, ich habe einen Kurs gemacht, ich möchte hier pfeifen, sagte er damals. Ruanda, was ist das? fragten ihn die Funktionäre. Und überhaupt: Zuerst Deutsch lernen. Wenn ich Moldawien gegen Albanien pfeifen würde, würde mich auch niemand am Platz verstehen, sagt Alphonse heute. Womit er recht hat. Er lernte Deutsch, aber es bedurfte noch einiger „Überredungskunst“, bis er 1985 seine Karriere als schwarzer Schiedsrichter beginnen konnte. Ob er der erste war? Alphonse kann sich an keinen afrikanischen Vorgänger erinnern. Nach ihm gab es auch nur ein bis zwei. Bis heute (mit ein paar Jahren Auszeit) blieb er dem Wiener Verband treu, piff auf der Simmeringer Haide, im Nachwuchs, in der Regionalliga. Und im Hanappstadion. Als die LinienrichterInnen noch LinienrichterInnen hießen, gab es vor den Spielen der Bundesliga auch ein Aufeinandertreffen der „Reserve“, der U21-Mannschaften. Rapid gegen Innsbruck, Rapid gegen Salzburg, da durfte Alphonse Bundesliga-Luft

atmen, mit der Flagge in der Hand. In der zweiten Halbzeit war das Stadion meist schon voll, sagt er. Angst hat ihm das keine gemacht, im Gegenteil. Als Schiedsrichter durfte er auch gratis zu den Matches, und anstatt sich auf den vorgesehenen Platz zu setzen, betrat Alphonse lieber den gefürchteten Westsektor der Rapid-Fans. In den politisch rauerer 80er-Jahren beim Derby gegen die Austria, wohlgemerkt. Sobald ich drinnen gesessen bin und für Rapid geschrien habe, war die Hautfarbe kein Problem, sagt Alphonse. Bier kauften sie ihm, in rauerer Mengen. Und vergaßen ihn nicht, die Rapid-Ultras: Vor ein paar Jahren luden sie ihn ein, bei ihrem Fanklubturnier zu pfeifen.

Afrikaner auf Entdeckungsreise

Schiedsrichter in Österreich wollte er unbedingt werden, der Alphonse. Als ob es nicht schon exotisch genug gewesen wäre, in den 1980er-Jahren als ruandischer Student in Wien zu wohnen. Das Wasser plätschert im künstlichen Brunnen des Wartezimmers einer praktischen Ärztin, wo unser Gespräch statt-

findet. Alphonse arbeitet hier als Ordinationshilfe, aber das wäre zu wenig gesagt, sagt er. Er verfügt über eine medizinisch-technische Ausbildung. Bauingenieur hätte er werden sollen, auf der TU, aber schon nach den ersten Vorlesungen hielt es Alphonse dort nicht mehr aus. Das Medizinstudium blieb ihm verwehrt, das Stipendiumprojekt erlaubte nur die Pharmazie. Aber auch damit kam Alphonse nicht zurecht, also schrieb er eines Abends einen Brief an die Stipendienstelle, in dem er ankündigte, sein Studium zu beenden. Ein Blackout, sagt er, am nächsten Tag schon wollte er den Brief zurücknehmen. Aber der war schon verschickt. Dennoch, die Studentenzzeit war eine schöne Zeit. Sieben Kommilitonen aus Ruanda wohnten zusammen im Studentenheim im 19. Bezirk auf der Döbler Hauptstraße; die einzigen Schwarzen weit und breit. Damals gab es nur uns und ein paar Diplomaten, sagt Alphonse, und wenn er mit dem 37er zur Uni gefahren ist, standen die alten Leute hin und wieder auf und gingen weg von seinem Platz.



Die elf Studenten aus Ruanda trafen sich im Sommer zum Deutschkurs in Graz. Da haben die Leute geschaut, sagt Alphonse, und die „Neue Zeit“ titelte mit Gruppenfoto: „11 Afrikaner auf Entdeckungsreise.“

Elf Studenten waren sie insgesamt aus Ruanda, sieben in Wien, der Rest in Leoben. Im Sommer trafen sie sich zum Deutschkurs in Graz, da haben die Leute geschaut, sagt Alphonse, und die „Neue Zeit“ titelte mit Gruppenfoto: „11 Afrikaner auf Entdeckungsreise.“ Auch ein Erkennungsmerkmal gab die Grazer Tageszeitung an: Es handle sich „um Schwarzafrikaner mit Rika-Fahrrädern“ – weil Alphonse und seine Freunde Fahrräder von der Raiffeisen-Bank bekommen hatten.

Schwarze und Rothaarige

Als Schwarzer fällt man eben auf. So wie damals in Hollabrunn, als er zum ersten Mal auf dem dortigen Sportplatz erschien. Da haben sie gesagt, heute wer' ma verlieren, die hom an Schwoazn drinnen, erzählt Alphonse. Nein, nein, *ich* bin der Schiedsrichter, sagte Alphonse. Und: Nein, nein, ihr braucht euch nicht zu entschuldigen.

Als Schwarzer fällst du eben auf, meint Alphonse. Es gibt auch einen rothaarigen Schiedsrichter im Wiener Verband, Matthias

heißt er, Matthias Sammer nennen sie ihn, der fällt auch auf, den kennt auch jeder. Aber vielleicht hilft es auch, als Schiedsrichter eine Rolle einzunehmen, die einem ansonsten in der Gesellschaft verweigert wird. Und nach jedem Spiel in die Kantine zu gehen und mit den Spielern zu reden, sodass heute kaum noch einer „Schiri“ zu ihm sagt am Platz, sondern nur „Alphonse“.

HEUTE NENNT IHN KAUM JEMAND „SCHIRI“ AM PLATZ, SONDERN NUR „ALPHONSE“.

Es gibt eine lange Pause in unserem Gespräch – nach der Frage, ob er am Fußballplatz weniger rassistische Beleidigungen erlebt hat als außerhalb des Spielfeldes. Ja, sagt Alphonse nach einiger Zeit, das ist zweifellos so. Denn wenn ihn jemand in der Straßenbahn beschimpft, dann geht es gezielt gegen seine Hautfarbe. Und heute sei man als Schwarzer in erster Linie Drogendealer. Am Fußballplatz ist das anders. Nur einmal,

kann sich Alphonse erinnern, nannte ihn ein Zuschauer „schwarze Sau“ (verbreitete Unmutsäußerung von Fans für den Schiedsrichter, Anm.) Er ging hin, verwies auf sein gelbes Trikot und sagte: „Wenn schon, dann gelbe Sau. Außerdem, Sau bin ich keine. Wenn schon, dann ein Eber.“ Und der andere entschuldigte sich.

Der fast letzte Einsatz

Und wie lange will Alphonse noch pfeifen? Mit 52 Jahren ist Schluss in der Oberliga, sagt er. Es ist seine letzte Saison in dieser Spielklasse. Als Schiedsrichter darf er noch weiter unten berufen werden und an die Linie sogar noch in der Regionalliga. „Ich habe mir kein Ende gesetzt, ich mache einfach weiter“, sagt Alphonse. „Weil den richtigen Zeitpunkt für den Abgang habe ich ohnehin verpasst.“ Beim Freundschaftsspiel der Wiener Viktoria gegen den legendären FC St. Pauli im vorigen Oktober durfte Alphonse an der Linie stehen. Das, sagt er, das wäre der Moment zum Aufhören gewesen. Aber dann piff er doch weiter.



DIE EINZELTÄTER DES GUTEN IN DER WELTKATASTROPHE



WohltäterInnen oder medial hochgelobte ZynikerInnen? SpitzensportlerInnen dienen von Berufs wegen als Vorbilder, manche von ihnen engagieren sich auch noch für Arme und Kranke.

*Essay: Johann Skocek
Illustration: Eva Vasari*

Und dann ist da der Fall von Oscar Pistorius. Wie oft und wie intensiv ist der 27-jährige „Blade Runner“ aus Südafrika als ein Vorbild und Beispiel für die sinnstiftende und existenzbewältigende Kraft des Sports und speziell des Spitzensports zitiert worden. Doch ein halbes Jahr nach seinen umjubelten Auftritten als Läufer bei den Olympischen Sommerspielen von London 2012 steht der mehrfache Olympiasieger bei den Paralympischen Spielen vor Gericht, weil er verdächtigt wird, seine Freundin erschossen zu haben. Was ist da schiefgelaufen mit der Moralmaschine Sport? Wirkt er nicht mehr als der große Wertegenerator, als der er in den ersten rund 120 Jahren seines Wirkens galt? Gerade Pistorius wurde als Beleg dafür verwendet, wie die sportliche Tätigkeit auch einen Menschen wie ihn, dem zwei Unterschenkel fehlen, mit einer Berufung ausstatten und die Verzweiflung bannen kann. Ist da angesichts von exponentiell zunehmenden Berichten über Dopingsünder

und Wettbetrüger, über angeblich gekaufte Fußball-Weltmeisterschaften und korrupte Funktionäre des Internationalen Olympischen Komitees IOC und der FIFA überhaupt etwas schiefgegangen, oder muss sich das Publikum bloß mit der ernüchternden Erkenntnis anfreunden, dass es ein aufregendes Märchen mit der Wirklichkeit verwechselt hat?

Revue der Werte

Die abgelaufene Ski-WM in Schladming war auch so eine Revue der Werte. Vor allem der Nationalismus wurde propagiert, aber auch die Gesundheit, die angeblich durch Skifahren gefestigt wird. Frank Stornach, der artikulationsschwache Wanderprediger auf dem Goldenen Kalb, hätte seine Freude damit gehabt, wenn er sich dafür interessiert hätte. Hat er leider nicht, so müssen die SkiläuferInnen weiterhin ihre frohe Botschaft vom besseren, gesünderen und aktiveren Leben auf den Bergen ohne ihn verkünden.

Berühmte SportlerInnen haben dieser Tage nicht das beste Image, Teile des Publikums zweifeln an ihrer Kompetenz, eine bessere, schönere, gesündere Welt inmitten der sich abzeichnenden globalen Katastrophe zu konzipieren. Daher ist es irgendwie beru-

higend, dass manche berühmten Sportler – vom Sprint-Superstar und mehrfachen Olympiasieger Usain Bolt aus Jamaica bis zu den Kickern der Wiener Austria – sich für Projekte der Nächstenliebe engagieren. Heute nennt man das Charity, und die Medien lieben diese Promi-Stories mit dem Guten-Herz-Faktor.

Heißt das, dass in der Nächstenliebe aktive Fußballer bessere Menschen sind als Fuß-

PROMI-SPORTLER- INNEN: TRAGEN SIE MEHR SOZIALE VERANT- WORTUNG?

baller wie Marko Arnautovic, von denen keine Liebe als die zu sich selbst und vielleicht noch zu Frau und Kind und Luxuskarosse bekannt ist? Sicher scheint auf den ersten Blick, dass ein Mensch und ein Kicker nicht schlechter wird, wenn er wie der berühmte Stürmer Didier Drogba eine Initiative ins Leben ruft, die armen und kranken Kindern aus seiner Heimat Elfenbeinküste medizinische Hilfe verschafft. Das gilt auch für die Fußballer der Wiener Austria oder die in einer Aktionsplattform namens „Soccer Aid“ tätigen Zelebritäten aus Film und Sport.

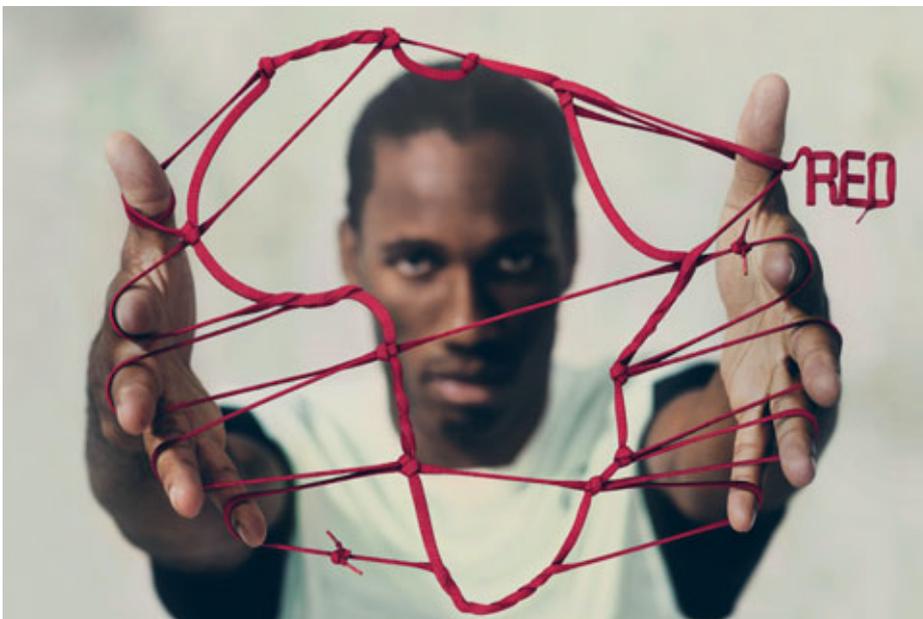
Die WohltäterInnen wissen aber letztlich nur selbst, ob sie den guten Zweck bloß für das eigene Image nutzen oder um der guten Sache willen verfolgen. Den NutznießerInnen ihrer Bemühungen kann das natürlich egal sein, auch wenn Männer wie Bono Vox, der Sänger der irischen Popband U2, oder Bob Geldof, der Sänger der unsäglichen Boomtown Rats, vielen Leuten auf die Nerven fallen. Bonos (Kampf gegen Aids, Schuldenerlass für Staaten der Dritten Welt) und Geldofs (Band Aid, Live Aid) Errungenschaften und die von Usain Bolt (Soles4Soles, sammelt gebrauchte Schuhe für Bedürftige) und die guten Taten aller anderen funktionieren auch durch das symbolische Gewicht, das sie in der durchmediatisierten Welt besitzen.

Der Rest vom Fairnesspathos

Aber ist das nicht genau die Linie, an der sich die Motive und Ziele von Normalmenschen und Über(normal)menschen trennen? Einfache BürgerInnen können zwar ihre guten Taten als Vehikel für den eigenen Selbstwert benutzen, aber keine Steigerung ihrer Bekanntheit erwarten. Das kann der zweifache Olympiasieger und zigfache Weltrekordler Haile Gebrselassie sehr wohl annehmen, und er kalkuliert in seinem Kampf gegen die Armut in Äthiopien auch mit seiner globalen Berühmtheit. Im buchstäblichen Sinn, denn die weltweite Sympathie für seine Person benutzt er als Waffe, sie steigert seinen Preis, wenn er Rennen läuft. Das verdiente Geld verwendet er teilweise zum Kauf von Dörfern, um den dort Lebenden ihre Daseinsumstände zu erleichtern.

Aus dem Gesagten ergeben sich unzählige Fragen, für zwei von ihnen wollen wir an dieser Stelle noch ein wenig Mühe aufwenden. Die erste führt uns an den Anfang unserer Überlegungen zurück: Sind Sportler aufgrund ihrer Profession als Proponenten der Moralmaschine Sport stärker dazu aufgerufen, sich sozial zu engagieren? Auf den ersten Blick ist man geneigt, die Frage zu bejahen. Sportler sind die modernen Erben der frühzeitlichen Asketen, sie haben von ihnen den Auftrag übernommen, das Leben als Üben zu verbringen. Daraus leitet sich, wie der Philosoph Peter Sloterdijk in seiner Abhandlung über die anthropologischen Techniken, „Du musst dein Leben ändern“, ausführt, der Wille des Betroffenen ab, aus sich einen besseren Menschen zu machen. So kann es

Der Nike-Konzern operiert mit der Moralmaschine Sport für eigene Kampagnen: „RED laces“ gegen AIDS in Africa. Sportler wie Didier Drogba engagieren sich ohne große PR-Maschine.





„Jeder, der Äthiopien helfen will, sollte Menschen für Menschen helfen!“, so Haile Gebrselassie sichtlich bewegt nach seinem Besuch einer Schule im Projektgebiet Asagirt.

nicht weitergehen, sagt sich der Athlet, bevor er ein Athlet ist, und verordnet sich eine gnadenlose Disziplin. Wie die asketischen Einsiedler vor tausenden Jahren wendet er sich von den alltäglichen Abläufen der Menschen ab, um durch die Befolgung des geeigneten Übungsprogramms ein verbessertes Exemplar seiner selbst zu gestalten. Im Unterschied zu den Anachoreten freilich üben die modernen AthletInnen vor aller Augen – und je mehr Augen, desto besser für die in Selbstzucht Gefangenen.

Das soziale Engagement erscheint daher wie eine logische Folge dieser Selbststilisierungen: Wer bestrebt ist, sich selbst zu erhöhen, muss doch auch daran interessiert sein, alle anderen zu erhöhen. Besonders, liegt es nahe zu fragen, wenn man wie Drogba oder Gebrselassie aus Afrika und dort aus Ländern kommt, in denen krasse gesellschaftliche Ungleichheit und extreme Armut herrschen? Doch offenbar folgen nur wenige aus dem Heer der WettkampfsportlerInnen dieser Logik. Es könnte also sein, dass SportlerInnen mit der an sich selbst vorgenommenen Aufgabe mehr als ausgelastet sind

und keine Zeit und Kraft bleibt, sich auch noch um die Lebensumstände anderer Menschen zu kümmern. Sie tun, wie das oben genannte Beispiel des österreichischen Teamkickers Marko Arnautovic, dabei auch nichts Unübliches oder Unartiges. Schließlich ist der Zeitgeist die Wettbewerbswirtschaft, und die Verfolgung des eigenen Wohls gilt weiten Teilen der Wirtschaftswissenschaft als das Axiom, aus dem sich das Allgemeinwohl ableiten lässt.

Von den noblen Idealen des Olympismus, schreibt Sloterdijk, sei ja auch nur ein wenig „Fairnesspathos, Jugendfeier und Internationalismus“ übriggeblieben. Das über die Maßen lukrative olympische Geschäft fährt ganz gut ohne den von seinem Gründer Pierre de Coubertin gepredigten Seelenaufschwung.

So bleibt am Ende das ernüchternde Fazit, dass weder die Zugehörigkeit zu dem als moralisch gebrandmarkten Sport noch die Herkunft aus dem ärmsten Kontinent der Erde einen Fußballer zwingend zu erhöhter sozialer Aufmerksamkeit und Tätigkeit veranlassen. Sollte er sich dennoch zur Ak-

tivität entschließen, stehen als Motivblöcke Geltungsbedürfnis und ein soziales Gewissen zur Verfügung. Die Entscheidung dazu hängt freilich nicht von der Profession Sport, sondern von der Herzengüte des jeweiligen Menschen ab. Einmal vom sozialen Gewissen in Bewegung gesetzt, stehen Bolt, Drogba und Gebrselassie freilich ungleich größere Hebel zur Umwälzung betrüblicher Verhältnisse zur Verfügung als einem Sonntagsspender in der Kirche.

Besondere Skepsis verdienen Aktionen zur Hilfe von armen Menschen in armen Ländern, die von Marketingmaschinen wie dem IOC oder der FIFA unternommen werden. Sie dienen in der Regel zur Ankurbelung des Geschäfts unter dem Vorwand, beispielsweise den Fußballsport zur Bekämpfung der Armut einzusetzen. Damit will man Sponsoren beeindrucken und beipflichtende Berichte in den Medien auslösen, sie tragen freilich auch zur individuellen Profilierung von Funktionären bei, die sich wie FIFA-Präsident Joseph Blatter in der zynischen Hoffnung wiegen, als Kandidat für den Friedensnobelpreis in Betracht zu kommen.



MAN MUSS EIN BISSCHEN OFFEN SEIN

Peter Stöger, Meister-Trainer der Austria Wien, über Fußball als integrative Kraft, das Outing von schwulen Spielern und die Burn-out-Gefahr alleinerziehender Mütter.

Interview: Gunnar Landsgesell, Georg Spitaler

Herr Stöger, Fußballer stehen in der Öffentlichkeit und haben damit immer auch Verantwortung, wie es heißt. Muss man als Sportler wirklich Vorbild sein?

Ich finde, jeder soll so sein, wie er ist. Die Aufgabe von Trainern ist es, den Spielern zu vermitteln, dass sie eine gewisse Verantwortung haben. Besonders, was die Jugend betrifft. Da geht es um Respekt, Vertrauen, Verantwortung. Das sind Werte, die ich propagiere – so will ich, dass wir in der Gruppe miteinander umgehen. Ich finde aber nicht, dass Marcel Hirscher, nur weil er Topsporler ist, ein idealtypischer Mensch sein muss. Ob und wann sich jemand als öffentliche Person zu Wort meldet, hat jeder für sich zu entscheiden.

Was fordern Sie als Trainer von Ihren Spielern?

Da geht es um Kleinigkeiten. Ich möchte nicht, dass jemand mit einer Haube oder mit Kopfhörern zum gemeinschaftlichen Essen kommt. Ich denke mir, wenn man bei solchen Dingen aufmerksam ist, dann ist man das auch in anderer Hinsicht.

Etwa mit Fremdenfeindlichkeit – Ihr Team besteht aus Spielern aus unterschiedlichen Nationen. Müssen Sie als Trainer manchmal schlichten?

Nein, überhaupt nicht. Interessant ist, dass das überhaupt kein Thema ist. Es ist vollkommen egal, ob ich mit jemandem aus Slowenien arbeite oder mit einem Australier. Auch für die Spieler macht das keinen Unterschied, das ist vollkommen wurscht.

Das klingt so, als wäre ein Fußballteam die bessere Gesellschaft?

Davon bin ich überzeugt. Das geht ja gar nicht anders. *Peter Stöger steht auf, zeigt auf einer Taktiktafel auf die jeweiligen Spieler und sagt, wo sie herkommen:* Der ist ein Oberösterreicher, der ist ein Tiroler, der ist ein Bosnier, der ist ein Burgenländer, der ist ein Kroat... Bei zwei Spielern ist sich Stöger nicht sicher bezüglich der Herkunft. Ist auch nicht so wichtig, oder?

Was ist Ihnen wichtig? Sollte man sich in Ihrer Fußballgesellschaft integrieren?

Ja, ein bisschen Integration ist schon gut. Das heißt konkret, dass wir miteinander kommunizieren können. Im Idealfall sollte ein Spieler Deutsch sprechen oder es zumindest verstehen, mit einigen Spielern lässt sich auch mit Englisch etwas machen. Das ist das Einzige, was ich als Trainer einfordere. Alles andere ist nicht wirklich relevant.

Sie meinen, Integration heißt, dass man miteinander reden kann?

Genau, nur wenn man in der Lage ist, miteinander zu kommunizieren, kann man sich als Team weiterentwickeln. Und nur dann ist es auch einem Spieler möglich, sich mit einem Problem an mich zu wenden. Natürlich geht's zur Not auch ohne Deutsch – im österreichischen Fußball ist ein Teil der Spieler immer schon aus dem Ausland gekommen.

EIN OUTING SCHWULER FUSSBALLER? DAFÜR IST DAS UMFELD ÜBERHAUPT NOCH NICHT BEREIT.

Wenn Sie an Ihre Zeit als Spieler zurückdenken, was hat sich da verändert? Damals spielten ja nur wenige Gastarbeiterkinder bei der Wiener Austria.

Ja, jetzt gibt es weit mehr im Nachwuchs. Viele meiner Kollegen damals hatten keine österreichische Staatsbürgerschaft, die hätten Legionärsstatus gehabt. Jetzt ist das ganz anders, die Gastarbeiterkinder sind Österreicher, das vermischt sich gut. Wir haben ein paar österreichische Spieler, die auch die Sprache ihrer Eltern sprechen, die reden dann auch auf Serbisch oder Kroatisch. Wieso nicht? Aber wenn es um Dinge geht, die alle betreffen, in der Kabine oder auf dem Platz, dann sprechen alle Deutsch.

Beobachten Sie so etwas wie Gruppenbildungen?

Das ist ganz normal. Wichtig ist nur, dass sich niemand abkapselt. Wenn ich mir vor-

stelle, ich würde nach Asien gehen, um dort zu arbeiten, würde ich mir zuerst auch deutschsprachige Leute suchen und dann später, über die Sprache versuchen, mich zu integrieren. Sonst würde ich mich dort wahrscheinlich nicht weiterentwickeln können. Aber mich mit Leuten zu treffen, mit denen ich kommunizieren kann – das ist doch legitim.

Verstehen Sie, warum das Integrations-thema emotional so besetzt ist?

Also, ich kann nur von mir reden: Ich bin in Favoriten aufgewachsen, ich lebe noch immer hier und hab noch nie ein Problem gehabt. Ich kann in ein türkisches Lokal gehen, dort einen türkischen Kaffee trinken, was soll das Problem sein? Mich hat deshalb noch nie jemand seltsam angeschaut. Man muss einfach ein bisschen offen sein.

Wie offen sind eigentlich Fußballfans? Da gibt es doch – auch bei der Austria – Probleme mit rechten Fans.

So etwas ist nicht zu dulden. Dafür kann es überhaupt kein Verständnis und keine Toleranz geben. Im Umfeld hat es immer schon bestimmte Zuschreibungen gegeben. In den 80er Jahren war Rapid Wien bei den Austria-Fans der FC Jugo, bei den Rapidlern war die Austria der Judenverein. Aber wenn wir jetzt davon reden, wie wir Spieler uns begegnet sind – da gab es Rapidspieler wie Stojadinovic, Halilovic, Brucic, die waren außergewöhnliche Fußballer. Die hatten echt Klasse, darüber hab ich sie auch wahrgenommen – und nicht darüber, woher sie gekommen sind.

Spieler werden doch immer wieder beschimpft. Von den Rängen, aber auch unter Spielern kommt Rassismus vor. Bei Samuel Ipa, einem Spieler aus Kamerun, der bei Rapid gespielt hat, wusste man, den kann man leicht provozieren.

Ja sicher, aber das hat man bei Ernst Ogris oder Didi Kühbauer auch gewusst. Also wenn Sie mich nach meinen Erfahrungen fragen, dann habe ich Sticheleien des Geg-



Peter Stöger, im Hintergrund Ko-Trainer Manfred Schmid, über das Leben in Favoriten: „Ich kann in ein türkisches Lokal gehen, dort einen türkischen Kaffee trinken. Was soll das Problem sein?“

ners immer als Versuch erlebt, den anderen aus der Ruhe zu bringen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns gezielt jemand ausgesucht haben, weil er dunkelhäutig ist oder weil er aus dem Jugoslawien-Krieg ein persönliches Problem hat, um das dann gegen ihn einzusetzen.

Fußball ist ein an sehr harten Männlichkeitsbildern orientierter Sport. Ende letzten Jahres hat ein Spieler aus der deutschen Bundesliga ein Interview darüber gegeben, dass er schwul ist. Er hat das anonym getan, verstehen Sie das?

Ja, das verstehe ich vollkommen. Ich glaube, das ist nicht leicht. Die Fußballgesellschaft würde das verwenden, um denjenigen fertig zu machen. Ich glaube aber, den allermeisten Fußballern wäre das herzlich egal. Die denken sich: Mach deine G'schicht, jeder macht sein Ding. Aber das Umfeld ist für so etwas überhaupt noch nicht bereit. Da braucht es erst drei, vier Spieler, die sich outen, dann wäre es für die nächsten vielleicht leichter. Dann wäre das einmal kein Thema mehr.

Spiegelt Fußball wider, was in der Gesellschaft so gedacht wird?

Fußball ist doch eine Männersportart, vielleicht etwas zugespitzter als das, was gesellschaftlich Standard ist. Ich habe vor Jahren

einmal ein Buch von einem britischen Spieler aus den unteren Ligen über diese Thematik gelesen. Und mir gedacht, dass es in Österreich keine schwulen Spieler gibt, ist statistisch gesehen doch eher unwahrscheinlich. Es kann aber sein, dass man als junger Spieler, wenn man schwul ist, ausscheidet, weil man sich in diesem männlichkeitsorientierten Milieu einfach unwohl fühlt. Vielleicht ist das auch nur ein Klischee, ich weiß es nicht. Das Thema ist bei uns einfach noch null aufgearbeitet.

Zum Stichwort Männersport: Glauben Sie, dass sich das Selbstverständnis von Spielern verändert hat, ist Männlichkeit nicht mehr ganz so wichtig?

Das kann schon sein. Heute achten Spieler darauf, dass sie gut aussehen, gepflegt sind. Nicht dass wir damals dreckig herumgelaufen sind... *Ko-Trainer Manfred Schmid aus dem Hintergrund:* Wir haben damals natürlich auch gut ausgesehen (lacht). *Stöger:* Klar, aber heute ist Fußball ein echter Werbezug geworden. Aber man muss sicherlich nicht mehr wie früher über Härte punkten. Messi gehört nicht gerade zu den Wildesten. Ronaldo, Beckham, die schauen wahnsinnig gut aus und entsprechen nicht gerade dem klassischen Männerbild von einem, der eigenhändig einen Baum umhackt.

Eine Art Tabu war lange Zeit, über Schwäche und Burn-out zu sprechen. Nach einigen Fällen in Deutschland begann dann eine Diskussion darüber, dass man im Fußball immer den Starken markieren muss. Ist es leicht, darüber zu reden?

Das hängt zwangsläufig mit dem Leistungsdenken zusammen. Man wird als Spieler und Betreuer alle vier bis sechs Tage gemessen. Am Sonntag warst du gut: Schauen wir, was am Mittwoch ist. Am Mittwoch warst du gut: Super, jetzt warst du zwei Tage gut. Am Sonntag warst du schlecht: Ganz schlecht, was hast du für Probleme? Also das ist eine dauerhafte Anspannung und ein permanenter Leistungsdruck. Für mich ist es nicht überraschend, dass man irgendwann dem Stress nicht mehr ausweichen kann.

Wie halten Sie es persönlich?

Ich versuche dann schon, meine Wertigkeiten ganz bewusst zu setzen: Was ist wirklich wichtig im Leben? Ich möchte schon gern Erfolg haben, lasse mich auch gern messen. Aber wenn ich spüre, Hoppla, jetzt geht es in die ganz falsche Richtung, dann finde ich Halt in meiner Familie. Zur Not nimmt man eine Auszeit. Aber der Druck ist immens. Deswegen ist Kommunikation, wie vorhin erwähnt, wirklich wichtig. Dass ich Probleme besprechen und bewältigen kann. Vermutlich haben Burn-outs früher aber genauso existiert. Es war halt anders deklariert. Wir reden hier von Fußballtrainern, aber wie verhält sich das mit alleinerziehenden Müttern? Ich glaube, dass die permanent am Burn-out sind. Nur die Mutter von der 4er-Stiege, die steht halt nicht in der Zeitung.

Sehen Sie zu viel Druck im heutigen Fußball?

Trainer zu sein ist ein Führungskräftejob. Und anders als in der Wirtschaft wird man alle paar Tage in der Öffentlichkeit gemessen. Vielleicht kann ein Firmenbesitzer mit seinen Bilanzen ein bisschen was verstecken und kommt noch ein, zwei Jahre über die Runden – aber als Sportler? Da heißt es: Du hast in den letzten 17 Spielen 4 Punkte gemacht, und alle drei Tage haben wir dir gesagt, dass das so nicht geht. Und dann ist man weg.

ENDE DER ETHNO-SPIELE

Bei den Profis längst abgeschafft, gelten im Amateurfußball für AusländerInnen immer noch Einsatzbeschränkungen. Jetzt hat der ÖFB – auf sanften Druck der EU – reformiert. Ab Sommer gehören dann auch die sogenannten Volksgruppenteams der Vergangenheit an.

Text: Reinhard Krennhuber

Fotos: Karin Wasner

Ein Februarabend in der Anker Arena im Süden von Wien. Bei Temperaturen unter dem Nullpunkt tut sich die Fußballanlage des KSV Ankerbrot am Laaer Berg noch ein bisschen schwerer als sonst, ihrem protzigen Namen gerecht zu werden. Auf dem Kunstrasen neben dem Hauptfeld trainiert die Mannschaft von Vienna Türkgücü, eine der UntermieterInnen des Geländes. 20 Spieler drängen sich auf einer Spielfeldhälfte. Üblicherweise sind es noch mehr. Da an diesem Abend aber der AC Milan gegen den FC Barcelona spielt, haben einige das warme Wohnzimmer dem kalten Trainingsplatz vorgezogen.

Vienna Türkgücü spielt in der 2. Klasse A des Wiener Fußballverbands. Die Mehrheit der Spieler hat Migrationshintergrund. Viele besitzen den österreichischen Pass. Dass die bislang geltenden Beschränkungen für Nichtösterreicher im Amateurfußball im kommenden Sommer aufgehoben werden, ist dennoch ein Thema. „Seit zehn Jahren kämpfen wir dagegen. Deshalb begrüße ich diese Entscheidung natürlich“, sagt Mustafa Iscel, Obmann von Vienna Türkgücü. „Aber eigentlich ist es traurig, wenn wir 2013 mitten in Europa über so etwas überhaupt noch diskutieren müssen. Fußball sollte für jeden zugänglich sein, unabhängig von der Herkunft.“



Ein Trainingsbesuch bei Vienna Türkgücü. Die Aufhebung der Beschränkungen für NichtösterreicherInnen im Amateurfußball sei hoch an der Zeit.

EU-Druck und integrative Zeichen

Während der Berliner Fußballverband migrantische Vereine bereits in den 1970er Jahren in seine Ligen aufnahm, gelten in Österreichs Unterhaus immer noch restriktive Ausländerbeschränkungen. Vereine unterhalb der Regionalliga dürfen maximal drei ausländische Spieler einsetzen. In manchen Landesverbänden sind nur zwei erlaubt. Diese Regelung gilt übrigens auch für den Frauenfußball. Ausnahmen hat man für

Nichtösterreicher beschlossen, die vor dem 18. Lebensjahr bei einem Verein gemeldet waren.

Im Zuge der Reformen musste sich der ÖFB aber auch noch einem anderen Phänomen, dem der „Volksgruppenteams“, widmen. In diesen fanden sich bislang ExilantInnen gemeinsamer Herkunft zusammen und bildeten eigene Spielergemeinschaften, in denen bis dato der Einsatz von ÖsterreicherInnen limitiert war. Mit der Reform

werden auch diese Zugangsbeschränkungen aufgehoben. Bis zum Saisonende spielen die Volksgruppenteams noch mit Ausnahmegenehmigungen des ÖFB, danach stehen die Teams allen SpielerInnen offen.

Dass es zu diesen Umwälzungen kam, hat vor allem mit der EU zu tun. Weil die Beschränkungen auch für EU-Bürger galten, wurde der Druck auf den ÖFB stetig größer. Zahlreiche JuristInnen erklärten den Fußballbossen, dass ihre Regeln rechtswidrig sind. Im jüngsten Bericht der Kommission gegen Rassismus und Intoleranz des Europarates (ECRI) legte man den österreichischen Behörden nahe, „so rasch wie möglich beim ÖFB zu intervenieren, um eine Revision der Regel zu erreichen“. Im Dezember ver-

SZENARIO DES LEGIONÄRS-SHOPPINGS IST UNREALISTISCH. KURT WACHTER VON FAIRPLAY.

gangenen Jahres war es dann so weit. Das ÖFB-Präsidium beschloss, die Ethno-Grenzen mit Beginn der Saison 2013/14 abzureißen. Damit folgte das oberste Gremium des Österreichischen Fußballverbandes der Empfehlung seiner Rechtskommission. In ihr sitzt auch Thomas Hollerer, seines Zeichens Direktor für Administration und Recht. Hollerer räumt ein, dass der Druck der EU mitentscheidend war, betont aber: „Wir hätten auch Nicht-EWR-Bürger einschränken können, haben das aber bewusst nicht gemacht. Menschen, die aus anderen Ländern nach Österreich kommen, sollen keinen diskriminierenden Bestimmungen unterworfen sein, wenn sie hier Fußball spielen wollen.“

„Es wird sich nicht viel ändern“

Allerdings wird es weiter Einschränkungen geben. Den Landesverbänden wurde es vom ÖFB gestattet, „nicht diskriminierende und verhältnismäßige Eigenbauspielerregelungen“ einzuführen. Teilweise existieren diese bereits. In Niederösterreich gilt seit 15 Jahren eine Maßnahme, die die Vereine zur Förderung von EigenbauspielerInnen anhalten und den Einsatz von SpielerInnen aus Nachbarländern wie Tschechien



und der Slowakei beschränken soll. „Dazu kommt ab Sommer die Verbandsspielerregelung, die sich an die Home-Grown-Player-Maßnahme der UEFA anlehnt“, sagt Ludwig Binder, Präsident des Niederösterreichischen Fußballverbandes.

Als EigenbauspielerIn wird definiert, wer drei zusammenhängende Jahre bei einem Verein gemeldet ist. Dieser Zeitraum wird ab Sommer auf zwei Jahre verkürzt. VerbandsspielerIn ist, wer fünf Jahre bei einem im ÖFB registrierten Verein gemeldet ist. Für beide Kategorien ist die Nationalität unerheblich. „Am Spielbericht dürfen zwei Legionäre stehen, der Rest müssen Eigenbau- oder Verbandsspieler sein“ so Binder, für den die Aufhebung der bisherigen Regeln damit abgedeckt ist. „Es ist nicht mehr

entscheidend, ob ein Spieler Ausländer ist oder nicht, aber es wird sich nicht viel ändern“, sagt der NÖFV-Präsident.

Ähnliche Regelungen werden auch die Landesverbände in Oberösterreich und im Burgenland einführen. Im Wiener Verband tendiert man zu weniger Restriktion. „Eine Entscheidung des Vorstandes steht noch aus“, sagt WFV-Präsident Robert Sedlacek. „Ich halte Einschränkungen für nicht unbedingt notwendig, kann mir aber vorstellen, eine sanfte Beschränkung für die oberen Bereiche – also die Wiener Liga und die Oberliga – einzuziehen, um zu verhindern, dass Vereine im Aufstiegs- oder Abstiegskampf reine Legionärstruppen zusammenkaufen.“ Für Kurt Wachter von der Initiative „Fair-



Nicht zuletzt auf Druck der EU änderte der ÖFB die diskriminierende Ausländer-Regelung im Amateurbereich. Doch schon werden neue Einschränkungen überlegt.

Play. Viele Farben. Ein Spiel“ ist das Szenario des Legionärs-Shoppings unrealistisch. „Bereits kurz nach der Osterweiterung der EU ist die Sorge geschürt worden, dass das Unterhaus von Kickern aus Osteuropa überschwemmt würde, die den heimischen Talenten die Karriere verstellen. Das ist nicht eingetreten“, sagt Wachter. Mit der nun aufgehobenen Beschränkung habe sich der ÖFB nicht nur EU-Recht widersetzt, sie sei auch im Widerspruch zum Selbstbild des Verbandes gestanden. „Wir haben seit 2006 eine Partnerschaft mit dem ÖFB, die sich auf integrative Botschaften stützt – mit Role Models wie David Alaba und Zlatko Junuzovic. Da passt es nicht, wenn man im Amateurbereich gleichzeitig tausende Spieler diskriminiert“, sagt Wachter.

Gegenüber MO kündigt Wachter an, die neuen Einschränkungen genau zu prüfen. Denn die nach außen hin nicht diskriminierende Eigenbauspielerregelung berge für einige Klubs Hindernisse. „In Wien gibt es rund 30 migrantisch bestimmte Vereine, die keine eigenen Plätze haben. Für sie ist es nahezu unmöglich, einen Nachwuchsbetrieb aufzubauen. Wenn man die Eigenbauspielerregelung auf die soziale Realität umlegt, können migrantische Vereine, die diese Spieler nicht haben, dadurch vom Spielbetrieb ausgeschlossen werden.“

Absurd hohe Mieten

Von diesen Problemen kann Mustafa Iscel ein Lied singen. Vienna Türkçü hat nach Angaben des Obmanns in den 15 Jahren des

Vereinsbestehens elf- oder zwölfmal den Platz gewechselt. „Wir zahlen extrem hohe Mieten, bekommen zu wenige Trainingseinheiten und müssen mit bis zu 35 Leuten auf einem halben Platz trainieren“, so Iscel. Beim Besuch in der Anker Arena werden die Probleme offensichtlich. Die Spielfeldhälfte ist zu klein für einen geordneten Trainingsbetrieb. Immer wieder fliegen Bälle von nebenan, wo der nächste Klub trainiert, auf den Platz. Pünktlich zum offiziellen Trainingsende um 21.20 Uhr geht das Licht der Flutlichtanlage aus, im Dunkeln packen die Kicker ihre Sachen zusammen.

Ähnlich finster sind die Bedingungen, mit denen sich die New African Football Academy (NAFA) herumschlagen muss. Der Verein, in dem zahlreiche Fußballer aus Afrika, aber auch aus Österreich und anderen Nationen kicken, spielt in der 1. Klasse B des Wiener Verbände – bis dato nach der Volksgruppenregelung, die durch die Reform abgeschafft wird. Obmann Emmanuel Ekeigwe sieht dadurch zwar kein Problem, kritisiert aber eine Benachteiligung gegenüber eingesessenen Vereinen: „Die Preise für die Untermieten sind teilweise absurd hoch, gerade wenn man bedenkt, dass wir weniger Mitglieder und weniger Einnahmen haben als die österreichischen Teams.“ Mit Ende der Saison muss die NAFA den angemieteten Platz im 11. Bezirk verlassen, weil er renoviert wird. Ersatz ist noch nicht gefunden: „Die Plätze kosten bis zu 11.000 Euro pro Saison. Das ist für uns unleistbar.“

Bestrebungen, einen eigenen Nachwuchsbetrieb aufzubauen, musste die NAFA aufgrund des finanziellen Mehraufwands vor zwei Jahren auf Eis legen. Ekeigwe sieht vor allem die Stadt gefordert: „Wir bekommen keine Zuschüsse für die Platzmiete oder anderweitige Unterstützung. Hier besteht akuter Handlungsbedarf, denn ohne Spenden von privaten Personen könnten wir nicht überleben.“ Öffentliche Subventionen wären auch eine Investition in die Zukunft des österreichischen Fußballs, meint Emmanuel Ekeigwe. „Das Nationalteam baut auf Spieler der zweiten Generation. In den Migrantenvereinen gibt es viele Talente mit großem Potenzial. Wenn man uns unterstützt, werden wir viele junge Alabas und Arnautovics produzieren.“

REFUGEE-PROTESTE

Auch Jesus war Asylwerber

Abdullah ist einer jener 63 Männer, die in der Votivkirche für bessere Asylbedingungen in Hungerstreik traten. Hier erzählt der Sohn eines getöteten afghanischen Bauern seine Geschichte.

REPORTAGE: EVA BACHINGER
FOTOS: KARIN WASNER

Der mächtige Innenraum der Votivkirche wirkt düster. Das Licht von draußen bricht sich an einem ausladenden Messingluster. Metall blitzt auf, 60 Kerzen lassen sich zählen. Die Fenster sind mit buntem Glas besetzt, der Hochaltar wirkt prächtig. Es ist still in dieser Kirche. Und dennoch gibt es Menschen hier. In einem Seitenschiff ist ein Matratzenlager. Fast wie ein Stilleben wirkt es. Farbige Schlafsäcke reihen sich aneinander. Decken, Stühle, Teecontainer, geöffnete Salzpackungen, Medikamente gegen Erkältungen finden sich da. Daneben, schön aufgereiht, die Schuhe der Männer, wie vor einer Moschee. Als das Zeltlager im Park vor der Kirche am 28. Dezember 2012 von der Polizei geräumt wird, hatten dessen muslimische Besitzer bereits in einem katholischen Gotteshaus Zuflucht gefunden. Dann beginnt das Warten: auf die Politik, dass diese ihre Forderungen erhört. Es geht um bessere Bedingungen in den Unterkünften, um Arbeitsmöglichkeit, um keine großen Dinge. Ihr Protestmarsch aus Traiskirchen nach Wien war die erste derartige Initiative in Österreich.

Nur Tee mit Zucker

Ein junger Mann liegt dick eingehüllt auf seiner Matratze. Sein Name ist Abdullah Akbarjan. „Abdullah mit h“, sagt er auf Englisch. Dann nimmt er das Notizbuch und schreibt sorgfältig die einzelnen Buchstaben seines Nachnamens auf eine Seite: Akbarjan. Seine Kleidung, die Haube und der Mantel, der Schlafsack, die Decke – alles Spenden.

„Ich bin 23
und
schaue aus wie 40.“
Abdullah A.

Abdullah hat keinen Reisepass und kein Geburtsdatum. Auf seiner ID-Karte steht „1. 1. 1990“. Pro forma, seinen richtigen Geburtstag weiß er nicht. Aber er hat sein Leben und einen Namen. So liegt er nun da. Wegen der Kälte will er für ein Foto nicht aufstehen. Die alte Wolldecke zieht er sich bis unter die Nase. Er ist müde, sein schwarzes Haar wirrt. Er setzt sich eine Wollmütze auf. Seit Weihnachten ist er im Hungerstreik, das

sind sechs Wochen. „Ich trinke nur Tee mit Zucker“, erklärt er. Öfters ist ihm schwindlig. Das Leben auf der Flucht, die Nahrungsverweigerung zehren am Körper. „Ich bin 23 und schaue aus wie 40“, meint er resigniert. Er will in Österreich leben und arbeiten. „So wie ihr.“

Zwei Wochen zuvor stand er mit MitstreiterInnen draußen beim Seiteneingang der Votivkirche. Dort können die Flüchtlinge frische Luft schnappen, manche rauchen. Gegenüber sind mobile Toiletten aufgestellt. Ein schmiedeeiserner Zaun trennt die Flüchtlinge von der Welt. Die Caritas hat ihnen Quartiere angeboten, doch „sie wollen das bitterkalte Gebäude nicht verlassen“, heißt es. „Wir können es nicht mehr verlassen, das ist gefährlich“, sagt Akbarjan. „Einige von uns haben einen negativen Asylbescheid erhalten. Draußen werden wir verhaftet, oder man lässt uns nicht mehr rein“, befürchtet er. Langsam geht er zum Eisenzaun der Kirche, schaut durch die schwarzen Gitterstäbe hinaus in den Park, dann in den grauen Winterhimmel. Der Aufenthalt hier wirkt so, als besuche man einen Häftling. Nach draußen



„Für uns ist die Kirche ein
heiliger Ort, den wir respektieren“,
sagt Akbarjan.

kommt Abdullah nur dann, wenn er in ein Auto der Caritas steigt, mit dem er zum Duschen in eine Einrichtung gebracht wird. Der junge Mann geleitet uns in die Kirche, wie er es wohl auch bei sich zu Hause tun würde: Er macht mit der Hand eine Geste des Willkommens und lässt den Vortritt.

Kalte Kirche

63 Männer entschlossen sich in der Votivkirche zum Hungerstreik. Ihr Gesundheitszustand ist teilweise besorgniserregend. Tagsüber liegen sie oft wegen der Kälte mit mehreren Schichten Kleidung in den Schlafsäcken. Oder sie sitzen beisammen und diskutieren ihre Lage.

Jeden Morgen stehen sie auf, räumen alles zur Seite, kehren, putzen und leeren den Müll in große schwarze Säcke. Ein Nebenraum ist für das Beten vorgesehen. „Für uns ist die Kirche ein heiliger Ort, den wir respektieren“, sagt Akbarjan. Bei der Sonntagsmesse bleiben sie ruhig sitzen oder gehen hinaus. Die MessbesucherInnen schauen neugierig, manche bleiben stehen und fragen, wie es geht, ob sie was brauchen. Manche waschen Kleidung, viele bringen Daunenjacken, Schuhe und Toiletteartikel.

Die Kälte in der Kirche prägt sich tief ein. Es ist hier so kalt wie in einem Kühlschrank. Der Marmorboden mit kunstvollen Einlegearbeiten ist kalt, die Steinwände sind kalt. Heizstrahler summen an gegen die Kälte. Einige sitzen davor und halten die Füße hin, die nur in Socken und Turnschuhen stecken. „Sie haben keine guten Winterschuhe. Kann man Ihnen welche vorbeibringen?“ fragt Farkhunda Sahebzada hilfsbereit. Sie unterstützt bei der Übersetzung, da sie wie Abdullah Akbarjan ursprünglich aus Afghanistan kommt. Ihr Mann bekam vor mehr als zehn Jahren innerhalb von sechs Monaten Asyl. Sie spricht Farsi und Paschtu, die Sprache der Paschtunen, ein 50-Millionen-Volk in Afghanistan und Pakistan. Doch sie tut sich manchmal schwer beim Verstehen, da Akbarjan ab dem zweiten Lebensjahr



Die MessbesucherInnen schauen neugierig. Manche waschen für die Flüchtlinge Kleidung, viele bringen Daunenjacken, Schuhe und Toiletteartikel.

in Pakistan lebte und Paschtu mit starkem Akzent spricht. So ganz genau nimmt man es mit der Staatszugehörigkeit in der Grenzregion nicht: Ist er nun Afghane oder Pakistani, nein, er ist Paschtune aus Afghanistan, sagt er. Die Asylstatistik von 2011 weist für Ansuchen von Afghanen eine Anerkennungsquote von 46 Prozent aus, für Pakistani nur ein Prozent. Wer verfolgt wird, entscheiden die Behörden.

Von Militanten unterwandert

Akbarjan reicht den BesucherInnen in Plastikbechern heißen grünen Tee mit Minze und bietet Decken an. Er hat seit sechs Monaten keinen Kontakt mehr zu sei-

ner Mutter Sardara, zu den jüngeren Brüdern Mujeeb und Waseem sowie zu seinen Schwestern Fatima und Zakia. „Ich weiß nicht, wo sie sind, wie es ihnen geht, ob sie leben oder tot sind.“ Die Kontaktaufnahme ist nur per Telefon möglich, doch in dem Dorf Charmang in Pakistan, wo sie sich nun wohl aufhalten, gibt es oft tagelang keinen Strom. Und falls doch, dann nur für ein paar Stunden. Viele BewohnerInnen sind vor den Übergriffen der selbsternannten Talibanführer geflüchtet. Nun leben sie in Flüchtlingslagern jenseits der Grenze.

Ursprünglich stammt Akbarjan aus dem Dorf Kotkay in der Provinz Laghman, nahe der pakistanischen Grenze. Es ist eine von 34



Matrazenlager. Die Kälte der Kirche prägt sich tief ein. Nach zweieinhalb Monaten sind die Flüchtlinge in das Servitenkloster umgezogen.

Provinzen in Afghanistan, mit 400.000 EinwohnerInnen so groß wie das Burgenland, wo etwa halb so viele Menschen leben. Die Flüsse Alingar und Alinshing fließen durch die Gebirgsregion und sehen großteils noch wie richtige Flüsse aus, mäandernd, breit und reißend. Sie sind entscheidend für die karge Landwirtschaft. Sein Vater ist Bauer, er baut auf einem kleinen Grundstück Mais und Reis an. Als die Mutter mit fünf Kindern nach Pakistan flüchtet, bleibt er in Kotkay zurück. Das war 1992. Die Mudschahedin stürzen die Regierung in Kabul und rufen einen islamischen Staat aus. Milizen formieren sich, sie bekämpfen sich besonders im Süden des Landes. Die Region ist heute von

militanten Taliban unterwandert. Als Akbarjan 20 ist, stirbt sein Vater: Als er mit einem Cousin auf dem Feld arbeitet, tritt er auf eine Landmine. In diesen Tagen kommen wieder-

Langer Weg: In einem Ort fragt Akbarjan Passanten und erfährt zumindest: Er ist in Österreich.

holt Taliban-Kämpfer in Charmang in das Holzhaus mit zwei Zimmern und verlangen nach dem ältesten Sohn. Sie finden nur die Mutter vor, die voller Angst reagiert. Zweimal ziehen die Kämpfer erfolglos von dan-

nen, vor dem dritten Versuch der Zwangsrekrutierung flieht Abdullah. Vom Tod seines Vaters hört er erst später von jenem Mann, der ihm bei der Flucht hilft. „Geh nicht mehr nach Hause, dein Vater ist tot und du bist in Gefahr“, sagt er zu ihm. Abdullah versteckt sich eine Zeitlang. Dann macht er sich auf die Flucht nach Europa.

Viel geblutet

Die Kosten dafür übernimmt ein Freund seines Vaters. Ein Jahr ist er unterwegs, auf LKWs und Autos, oft bei Nacht und Nebel, von Schlepper zu Schlepper. Der Weg führt durch den Iran, die Türkei – und dann? Das wisse er nicht mehr so genau. Oder er will es nicht mehr wissen. Denn mittlerweile weiß er, dass er dorthin abgeschoben werden kann, wo er zuerst die EU betreten hat. „Es war sehr schwer, wir sind viel zu Fuß gegangen und haben im Wald geschlafen. Tagelang haben wir nichts gegessen. Ich habe versucht, nicht krank zu werden und durchzukommen“, erzählt der junge Mann. Es fällt ihm immer wieder schwer, sich zu erinnern. „Mein Gedächtnis lässt nach, wahrscheinlich weil ich nichts esse.“

Wann und wo er österreichischen Boden betreten hat, kann er nur schwer rekonstruieren. „Ich glaube, es war Winter, es war jedenfalls sehr kalt. Wir waren sechs Männer, man hat uns in einen Wald gebracht. Dann kamen drei Männer mit zwei Autos und wir sind wieder sieben Stunden gefahren. Sie haben uns in irgendeiner Stadt gesagt: ‚Steigt aus, fahrt mit dem Zug nach Traiskirchen.‘ Wir wussten nicht einmal, wo wir waren.“ In dem Ort fragt er Passanten und erfährt zumindest: Er ist in Österreich. Man sagt ihm, er solle zum Bahnhof gehen und ein paar Stationen fahren. In Traiskirchen fragt er sich erneut durch, mit Händen und Füßen. Nach den Strapazen hat er vier Tage Ruhe. Dann wird er in ein Gasthaus in Götzens bei Innsbruck gebracht. Aufgrund einer allergischen Reaktion, die am ganzen Körper zu Hautausschlag und Blutungen führt,

bringt man ihn in die Universitätsklinik. „Die Bettwäsche und die Kleidung mussten ständig gewechselt werden, weil ich so viel geblutet habe“, schildert er. Nach zwei Wochen medikamentöser Behandlung ist der Spuk vorbei. Wenig später wird er nach Imst verlegt, wo er endlich länger bleiben kann. Nun hat er wieder eine Adresse, Arzill 155, und ist wie zu Hause von hohen Bergen umgeben. 20 Monate und zwei negative Asylbescheide später sitzt er nun in der Votivkirche. Nach Österreich kam er zufällig. Er wusste nichts von diesem Land. „Ich hörte nur, dass wir hier Asyl bekommen können“, meint er. Eine richtige Schule hat er nie von innen gesehen. In seinem Dorf in Charmang

„Ich liebe mein Land. Ich habe oft großes Heimweh. Wir kommen nach Europa, weil wir Probleme haben.“

haben die Taliban zuerst die Mädchen daran gehindert, in die Schule zu gehen. Schließlich haben sie in der Region 40 Schulen einfach gesprengt, weil die Jugendlichen westliche Kleidung trugen und Englisch lernten. Wer stattdessen nicht in die Koranschule, in eine Madrasah, gehen wollte, musste fliehen. So kniete Abdullah einmal in der Woche auf dem Boden und las vor einem weiß gekleideten Maulana im Koran. Dabei sollte er sich rhythmisch hin und her bewegen. Er konnte die Verse in Arabisch in Wort und Schrift bereits in- und auswendig. Gerne hätte er eine richtige Schule besucht, wo er mehr als nur religiöse Texte gelernt hätte. Doch dafür war keine Zeit.

... dann koche ich für alle

Kaum zehn Jahre alt, wird Akbarjan in die kleine Fabrik des Freundes seines Vaters geschickt, wo Olivenölprodukte hergestellt und verkauft werden. Mit anderen Burschen kann er sich hin und wieder ein paar Stunden verdrücken und Kricket spie-

len, ein Mannschaftssport, den die Briten ins Land gebracht haben. Dadurch lernte er ein wenig Englisch. „Ich musste viel arbeiten, aber ich habe Geld verdient, und wir mussten nicht Hunger leiden. Es war ein schweres, aber gutes Leben. Von einem anderen Leben wie hier habe ich nicht viel gewusst. Das Problem waren die Taliban.“ Er putzt sich die Nase, seit Tagen hat er hartnäckigen Schnupfen. „Ich liebe mein Land, meine Familie. Ich habe oft großes Heimweh. Wir kommen nach Europa, weil wir Probleme haben.“

Ein paar Tage später, Ende Jänner, haben die Männer den Hungerstreik für zehn Tage unterbrochen. Ein Fladenbrot und eine Schale Reis war ihre erste Mahlzeit seit Wochen. Anfang Februar wurde der Protest wieder aufgenommen. Akbarjan war mittlerweile viermal im Spital. Der Befund der Barmherzigen Brüder bescheinigt ihm, dass er dehydriert und unterzuckert ist. „Dem Patienten wird dringend angeraten, den Hungerstreik zu unterbrechen, weil dies zu bleibenden körperlichen Schäden führen könnte“, schreibt der behandelnde Arzt. Akbarjan ist frisch rasiert, seine hohen Wangenknochen und die dunklen Augen treten stärker hervor als noch vor zwei Wochen. Er klagt über Bauchschmerzen. Mittlerweile hat er 13 Kilogramm verloren. Wenn man ihn fragt, ob wirklich alle weitermachen wollen, wird er energisch: „Wir sind uns alle einig und wollen den Hungerstreik fortsetzen. Diskussionen gibt es nicht. Niemand will aufgeben. Wir wissen nicht, wie es weitergeht, aber wir gehen von hier nicht weg, bis unsere Forderungen erfüllt sind. Wir wollen ein Zuhause, wo es nicht kalt ist. Wir wollen nicht illegal leben. Ich habe in Österreich eineinhalb Jahre nichts getan, ich will arbeiten. Das ist wirklich haram für uns, verstehst du?“ Nichtstun ist für ihn schlimm wie eine Sünde, sagt die Übersetzerin.

In der Votivkirche kann Akbarjan nun sein Deutsch verbessern. In Tirol hat er bereits



Kurse besucht. Die Prüfung zu Level A1 hat er geschafft, den Kurs für A2 hat er begonnen. Dreimal in der Woche kommen junge Frauen wie Anna, Kathi und Nadia und unterrichten Deutsch. Einige Männer sitzen auf der Matratze mit Stift und Lehrbuch da und hören zu. Die Lehrerin spricht einzelne Wörter laut und deutlich vor, die Männer versuchen ihr nachzusprechen. Akbarjan kann sich heute nur schwer konzentrieren. Er lässt es sein. Hinter ihm hängen Plakate: „Please donate your solidarity.“ Und: „Jesus was an asylumseeker, too.“ Diesen Satz haben schon Bischöfe ausgesprochen. Abdullah blickt in die Zukunft. „Wenn das



Gute Erinnerungen an Tirol: Beim Volleyball hat Abdullah mit Imst gegen Landeck gewonnen. Am Ende gab es einen Pokal.

alles hier vorbei ist und gut ausgeht, dann koche ich für alle Kabuli“, verspricht er. Ein Leuchten kehrt in seine Augen zurück, als er das Rezept des Reisgerichts aus Afghanistan erklärt: mit Lamm, Karotten, Rosinen, Zwiebeln, Tomaten, Masala-Gewürz, „a bisserle“ Chili. So reden die Tiroler, sagt er lachend. Als Koch würde er gern arbeiten, das könne er wirklich gut, versichert er, aber letztlich würde er jede Arbeit machen. Und er möchte so gern wieder Cricket spielen oder Volleyball wie in Imst, wo er mit seiner Mannschaft gegen Landeck gewonnen und einen richtigen Pokal, oben darauf ein Volleyballspieler in Aktion, bekommen hat. In der

Kirche herrscht ein Kommen und Gehen: Caritas-Mitarbeiter in roten Jacken schauen vorbei, Johanniter-Rettungsleute holen einen Mann mit hohem Fieber ab, Unterstützer sitzen gruppenweise mit den Männern auf dem Matratzenlager, plaudern und lachen mit ihnen. Ein Kirchenfenster schräg über ihnen fällt besonders auf: Es zeigt eine Szene aus dem Konzentrationslager Mauthausen: Männer in Sträflingskleidung. Darunter steht: „Widmung: ÖVP, Kameradschaft der politisch Verfolgten.“ Akbarjan hüllt sich in seine Decke und sagt: „Wir sind hier alt geworden, aber wenn es vorbei ist, werden wir wieder jung.“

BEWEGUNG BEI DEN REFUGEEES

Kurz vor Drucklegung kam es zu einer Wende bei den Refugee-Protesten: Nach zweieinhalb Monaten Aufenthalt im Flüchtlingscamp und in der Votivkirche gingen die 63 Asylwerber auf das Angebot der Erzdiözese Wien ein und übersiedelten vorübergehend in das (geheizte) Servitenkloster im 9. Bezirk. Ein Schritt, den Caritas-Geschäftsführer Claus Schwertner begrüßte. Die Sprecher der mittlerweile einigermaßen geschwächten Flüchtlinge betonten, es handle sich nicht um das Ende ihrer Proteste, sondern um eine neue Verhandlungsbasis. Aufrecht bleibt u.a. ihre Forderung nach einem verbesserten Asylrecht und einem Aufenthaltsrecht in Österreich. Teil der Verhandlungen über einen Abzug aus der Votivkirche war, dass den 63 Asylwerbern keine Schubhaft droht, sofern sie in das neue Quartier umziehen und ihrer Meldepflicht nachkommen. Aus dem Innenministerium soll zudem zugesagt worden sein, jeden der bereits negativ beschiedenen Fälle erneut zu prüfen. Angesichts der individuellen Erfahrungen über Krieg, Einschüchterung und körperliche Verletzungen durch Taliban-Milizen, die abgewiesene Asylwerber erlebt haben, wäre das keine falsche Maßnahme der Behörden. Mittlerweile wurde auch der noch in der Votivkirche festgenommene Refugee-Sprecher Shahjahan Khan wieder aus der Schubhaft entlassen. Die Schubhaftbeschwerde der Menschenrechtsanwältin und SOS-Mitmenschen-Vorsitzenden Nadja Lorenz war damit erfolgreich. Wie es nun weitergeht, ist unklar. Es scheint so, als wäre vorerst eine unfruchtbare Eskalation des Konflikts abgewendet. Fest steht, dass auch das Kloster in der Nähe der Rossauer Kaserne nur eine Zwischenlösung ist. Die Innenministerin ist nun gefragt. red

Das Problem mit den Linksextremen

Noch nie hat es in Österreich derart entschlossene Flüchtlingsproteste gegeben. Dennoch sind – bis auf das Innenministerium – alle AkteurInnen in der Defensive. Eine Diskursanalyse.

KOMMENTAR: PHILIPP SONDEREGGER

Die traurige Situation von Flüchtlingen kann leider auch in Österreich nicht verändert werden. Denn wir leben hier in einem Rechtsstaat. Da entscheiden Gerichte. Das wissen die Flüchtlinge vielleicht nicht, sie kommen ja von woanders her. Aus Ländern, in denen nicht so hohe Standards herrschen. Stammesgesellschaften, korrupte Bürokratien – Diktatur und Nepotismus. Gut, die Saualm, das war wirklich eine Schweinerei. Aber um solche Unzulänglichkeiten kümmern sich ja behördliche Kontrollinstanzen, NGOs, die Volksanwaltschaft und Medien. Der Staat kann sich nicht erpressen lassen. Den Flüchtlingen aber kann man ihre Fehleinschätzung und die aussichtslose Selbstaufgabe nicht verdenken. Sie werden in ihrer Not von Radikalen instrumentalisiert, die Kapital aus diesen unruhigen Zeiten schlagen wollen. Das sind Leute – auch aus Deutschland –, die sich selbst die Hände nicht schmutzig machen und bereit sind, das Leben anderer für ihre Ideologie aufs Spiel zu setzen. Diese Leute dürfen in der Debatte nicht das Sagen haben. Denn sie verhindern die tatsächlich notwendigen Reformen: etwa beim Arbeitsmarktzugang, wo von 10.000 Saisonier-Jobs nur 500 von Asylanten ausgeführt werden. Da sind auch Caritas und Co. gefordert.

Stimmungsumschwung

Diese Montage aus Zitaten und Argumenten beschreibt den Diskurs zum Refugee-Protest der letzten Wochen und Monate in österreichischen Medien. Der „Kurier“ formuliert seine Conclusio daraus so: Im Grunde muss sich bei der Asylpolitik nichts ändern, man ortet das „eigentliche Problem“ bei den „Rechts- und Linksextremen“. Was ist passiert? Noch einige Monate zuvor war die allgemeine Empörung über die österreichische Asylpolitik groß: verschimmelte Unterkünfte, säumige Länder, zur Untätigkeit gezwungene Asylsuchende und unmenschliche Abschiebungen. Dazu kam ein in dieser Entschlossenheit noch nie



da gewesener Flüchtlingsprotest; der Protestzug von Traiskirchen nach Wien, das Refugee Camp im Sigmund-Freud-Park sowie der Hungerstreik in der Votivkirche. Wie konnte die Stimmung sich so drehen?

Die Protestierenden sehen sich im Wesentlichen mit zwei diskursiven Strategien konfrontiert, mit denen ihre Inhalte delegitimiert werden (sollen): zum einen mit einer Entpolitisierung der Flüchtlinge und zum zweiten mit einer Desavouierung von UnterstützerInnen. Heute sind alle Beteiligten – ausgenommen das zuständige Innenministerium – in der Defensive. Der Ruf nach einer Änderung der Asylpolitik ist leise geworden.

Alles muss sich ändern – nur die Asylpolitik nicht

Ändern sollen sich die Geflüchteten. Sie sollen anerkennen, dass es sich hier nicht um eine politische, sondern um eine rechtliche Auseinandersetzung handelt. Es geht nicht um die Dublin-Verordnung, derentwegen im Namen der Solidarität zwischen den Staaten Menschen statt Euros hin- und her verschoben werden. Um schließlich in Ländern zu landen, die wie Griechenland mit ihrer Verantwortung heillos überfordert sind. Es geht auch nicht um Mindeststandards bei den DolmetscherInnen, um ordentlich geführte Quartiere oder ein faires Asylverfahren. Sollen die Geflüchteten die mangelhaften Asylbescheide doch hinnehmen, die inakzeptablen Bedingungen der viel zu oft verhängten Schubhaft akzeptieren. Sie sind nun einmal von unseren Gerichten so dem erklärt worden, was sie jetzt sind: Geduldete, die leider nicht dorthin abgeschoben werden dürfen, wo sie weggegangen sind.

Und weiter in dieser Perspektive, zum Hungerstreik: Da es dabei nicht um politische, sondern um rechtliche Fragen geht, ist der Hungerstreik der Refugees gar nicht als Protest anzusehen, sondern schlicht als Erpressung. Sich mit Gleichgesinnten zu organisieren und Missständen mit gewaltlosen Mitteln

öffentliche Aufmerksamkeit zu verschaffen – das kann als zivilgesellschaftliches Engagement nicht akzeptiert werden. Das Mehr an Partizipation, mit dem man selbst gerade die Demokratie aus der Glaubwürdigkeitskrise holen will, gilt für Flüchtlinge nicht. In ihrem Fall wird der Hungerstreik zum Ausdruck von deren Rückständigkeit.

Ändern soll sich der öffentlichen Meinung zufolge aber auch die Caritas. Ein bisschen zumindest, immerhin hat sie die heikle Situation in der Votivkirche gut gemeistert. Nun wird sie von rechts und links kritisiert und kann deshalb nicht ganz falsch liegen. Das Innenministerium ist recht zufrieden mit der Hilfsorganisation. Immerhin stellt sie sich freiwillig in die Schusslinie. Scharmützel zwischen Caritas und AktivistInnen entlasten das Ministerium. Zum Dank rügt die Innenministerin dann die NGOs. Dafür, dass „von 10.000 Saisonierstellen nur 500“ von AsylwerberInnen eingenommen würden. Da sei die Caritas gefordert, wenn es nach der Innenministerin geht. Und nicht etwa die Gesetzgebung. Ein Passus besagt, dass AsylwerberInnen, die ein paar Hunderter verdienen, ihre soziale Absicherung für sich und ihre Angehörigen verlieren. Wenn sie diese Gesetzesregelung kritisiert, nimmt die Caritas den äußeren (linken) Rand in dieser Diskussion ein.

Das Krokodil hat Schuld

Weiter weg vom Zentrum sind nur noch Nebenrollen ohne Text: Die „Extremisten“ und „Chaoten“, sie sind in diesem Stück das böse Krokodil. Von ihnen wird immerhin nicht erwartet, dass sie sich ändern. Mit ihnen zu reden hat ohnehin keinen Zweck. Das Krokodil muss beißen, das liegt in seiner Natur. Anders macht dieses Tier im Kasperltheater keinen Sinn. Auch in dieser Aufführung gehen die gefährlichen Triebkräfte vom Krokodil aus. Warum kam denn bisher keine Lösung zustande? Warum verweigern die Flüchtlinge die angebotenen Ersatzquartiere? Richtig, weil das Krokodil sie daran hindert, in diese „Lösung“ einzuwilligen. Das Happy End dieser Inszenierung sähe wohl so aus: Das Krokodil kriegt vom Polizisten eins auf den Kopf und die Flüchtlinge ziehen bei der Caritas ein. Ausgedacht hat man sich dieses Drehbuch im Innenministerium: Vom ersten Tag an wurden aus dem BMI Informationen über gefährliche Anarchisten aus Deutschland gestreut, die das Refugee Camp im Sigmund-Freud-Park organisiert hätten. Als Aufmarschbasis für die Proteste gegen den Akademikerball, so der Plot.

Philipp Sonderegger ist Experte für zivilgesellschaftliche Organisation und NGO-Berater.



Unbeugsamkeit.

Oder mit anderen Worten:
Schön, dass DER STANDARD eine Tageszeitung ist,
die in ihrer Haltung stets aufrecht bleibt.



4 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leser

UNBEGLEITETE FLÜCHTLINGE

Simple Lösungen

Im oberösterreichischen Gallspach organisieren LehrerInnen und SchülerInnen eines Gymnasiums kurzerhand Unterricht für afghanische Jugendliche. Nachbarn leihen ihr Werkzeug her und die LokalpolitikerInnen sämtlicher Parteien unterstützen sie. Blockiert wird immer auf höherer Politikebene. Warum bloß?

REPORTAGE: HEINZ FRONEK

Ein schönes Beispiel für gelungene regionale Flüchtlingsintegration stellt die Errichtung der Betreuungseinrichtung für UMF (unbegleitete minderjährige Flüchtlinge) in Gallspach im Umland von Linz dar. Die Heimstelle wird von der Volkshilfe Oberösterreich betrieben. Schon in der Implementierungsphase unterstützte die regionale Politik das Projekt tatkräftig. Unabhängig von der Parteizugehörigkeit wurden Spenden gesammelt und der Kontakt mit den Anrainern gesucht, auch unter Mithilfe des FP-Vizebürgermeisters. Skeptische Nachbarn konnten so nach und nach für das Projekt gewonnen werden und stellten schließlich – wenn benötigt – sogar ihr Werkzeug für Umbauarbeiten zur Verfügung. Mittlerweile gehört es zum Alltag, dass Nachbarn mit Sachspenden wie Obst, Computern, Geschirr oder Kleidung an der Türe stehen oder regionale Sportvereine (Schach, Tischtennis, Fußball ...) die Jugendlichen zum Mitmachen einladen. Einmal mehr zeigt sich: Sobald es nicht mehr abstrakt um Flüchtlinge geht, finden Menschen schnell einen Bezug zu den neuen Nachbarn. Besonders beeindruckend ist das freiwillige

Engagement des Direktors Ferdinand Karer und der LehrerInnen des Gymnasiums der Oblaten des hl. Franz von Sales in Dachsborg. Vierzig Lehrkräfte, einige auch vom BORG Grieskirchen, verwenden ihre Freistunden dazu, Jugendliche, die nicht mehr schulpflichtig sind, zu unterrichten. Täglich werden auf diese Weise sechs Unterrichtsstunden abgehalten. Drei Stunden dienen dem Erwerb der deutschen Sprache, zudem

**„Wo der Mensch keine Aufgabe hat, erfährt er auch keinen Sinn im Leben.“
Schuldirektor Karner**

gibt es Sportunterricht, ein Theaterstück wird geprobt, in einem Workshop gekocht. Auch um den Transport der Jugendlichen zur Schule hat man sich gekümmert, dieser wird genauso wie der Ankauf von Schulbüchern aus Spendengeldern finanziert. Elternverein und SchülerInnen unterstützen das Projekt. Sie alle springen ein, wo Gesetze Probleme schaffen. Schuldirektor Karer: „Diese jungen Menschen sind nicht mehr schulpflichtig, sie wären zum Nichts-

tun verdammt. Aber kein Mensch, ob Afghane oder Österreicher, kann es auf Dauer aushalten, nichts zu tun. Wo der Mensch keine Aufgabe hat, erfährt er auch keinen Sinn im Leben.“ Die Jugendlichen sind traumatisiert. Sie sollen so bald wie möglich in der Nacht wieder durchschlafen können.

Betreuung überfordert

Gallspach ist ein Beispiel dafür, was auf konkreter Ebene möglich ist. Blockiert wird, so macht es den Eindruck, oft auf höherer politischer Ebene.

Im Verlauf des Jahres 2012 hatte sich die Unterbringungssituation von AsylwerberInnen in der Erstaufnahmestelle Ost in Traiskirchen (EAST) zusehends verschlechtert. Statt der vereinbarten 480 lebten im Herbst 1.400 AsylwerberInnen im Lager. Besonders für unbegleitete Jugendliche wurden die ohnehin tristen Lebensbedingungen unerträglich. Immer mehr konnten nach der Zulassung zum Verfahren nicht an Nachbetreuungsstellen weitergeleitet werden. Die vorhandenen Plätze waren ausgelastet, neue Einrichtungen nicht geplant. Waren es zu Jahresanfang 200, so hielten sich im Oktober 570 Kinder und Jugendliche in der Erstaufnahmestelle



Foto: Volkshilfe

UmF vom Jugendprojekt Steyr engagieren sich und helfen mit beim Großreinemachen der Stadt Steyr



Foto: P. Ferdinand Karer

LehrerInnen des Gymnasiums der Oblaten des hl. Franz von Sales in Dachsberg unterrichten in ihren Freistunden nicht mehr schulpflichtige Jugendliche.



Das Betreuungspersonal im Haus der Jugend in Rechnitz mit dem fachlichen & pädagogischen Leiter Pascal Steiner (in der Mitte mit Ball) rechts von ihm im karierten Hemd, der wirtschaftliche Leiter Norbert Fekete.

auf, obwohl dort nur 78 Betreuungsplätze für UMF vorhanden sind. Nicht nur die Zahl der Kinderflüchtlinge in Traiskirchen stieg stetig an und führte zu einem Kindeswohlgefährdenden Betreuungsnotstand. Die Minderjährigen waren zudem gezwungen, immer länger in Traiskirchen auszuharren. Statt einem vorgesehenen Maximalaufenthalt von wenigen Wochen verblieben die Minderjährigen viele Monate im Lager. Die von der ORS Service GmbH im Auftrag des Innenministeriums bereitgestellten Betreuungsstrukturen waren mit dieser Situation hoffnungslos überfordert. Die Zimmer waren extrem überbelegt, es war viel zu wenig und nur ungenügend qualifiziertes Betreuungspersonal verfügbar, Deutschkurse und Freizeitbeschäftigungen wurden kaum angeboten. Diese untragbare Situation wurde von den politisch Verantwortlichen viele Monate lang ignoriert. Erst im Oktober 2012 reagierte das Innenministerium und berief einen Asylgipfel ein. Bei diesem verpflichteten sich die Landeshauptleute, innerhalb eines Monats Strukturen in den Bundesländern aufzu-

bauen, um zusätzliche 1.000 AsylwerberInnen – darunter 400 unbegleitete Minderjährige – aufzunehmen. Die in der Folge gesetzten Aktivitäten zeigten Wirkung. Anfang Dezember lebten nur noch 880 AsylwerberInnen in Traiskirchen. Die Situation bei den Jugendlichen entspannte sich nicht im gleichen Ausmaß. Die Verzögerung ist durchaus verständlich. Der

Das Landesjugendheim beherbergt ausschließlich Waisenkinder, versichert Christian Ragger, FPK-Chef.

Aufbau geeigneter Betreuungseinrichtung für Minderjährige braucht entsprechend mehr Vorbereitungszeit. Umwidmungen und meist aufwendige Umbaumaßnahmen sind dafür nötig. Pädagogisch qualifiziertes Personal muss gefunden werden, und die Jugendwohlfahrt muss Strukturen für die Übernahme der Obsorge und die rechtliche Vertretung aufbauen.

„Nur Waisenkinder“

Auch für die unmündigen Minderjährigen, die laut Beschluss des Koordinationsbeirats überhaupt nicht in der Erstaufnahmestelle untergebracht werden dürften, konnte schließlich eine Lösung gefunden werden. Das Land Kärnten erklärte sich bereit, die Kinder im Landesjugendheim „Rosenthal“ in Görttschach aufzunehmen. Anfang Dezember kam es zur Überstellung aller unbegleiteten unmündigen Minderjährigen, die sich in der EAST Traiskirchen aufhielten. Es wäre allerdings nicht Kärnten, wenn die grundsätzlich erfreuliche Entwicklung von der Politik nicht mit ungünstigen Randbemerkungen begleitet würde. So versicherte Landesrat Christian Ragger MedienvertreterInnen, dass das Landesjugendheim ausschließlich Waisenkinder beherbergen werde. Der spätere Zuzug der Familie könnte damit ausgeschlossen werden. Zudem versprach Ragger der Bevölkerung, dass die bisher in Görttschach betreuten Jugendlichen umgehend umgesiedelt werden und – um eine Vermischung zu verhindern (!)

– die Beschulung der Flüchtlingskinder im Sondertrakt des Landesjugendheims stattfinden werde.

Dass breite Teile der Bevölkerung – im Gegensatz zur Politik – den jungen Flüchtlingen offen und freundlich begegnen, zeigte sich in Görtschach, aber auch an anderen neu eingerichteten Standorten. Im burgenländischen Rechnitz, in dem der Flüchtlingsdienst der Diakonie derzeit eine Betreuungsstelle einrichtet, überwogen die positiven Stimmen aus der Bevölkerung. Zudem entwickelten die Verantwortlichen des Arbeitsmarktservice und des BFI Ideen, wie man den jungen Flüchtlingen künftig Bildungschancen eröffnen könnte. Ein besonders gelungenes Beispiel für regionale Flüchtlingsintegration stellt, wie eingangs erwähnt, die von der Volkshilfe Oberösterreich betriebene Betreuungseinrichtung in Gallspach dar.

Rasches Handeln wichtig

Diese Beispiele untermauern, wie wichtig es ist, den Aufenthalt der jungen Flüchtlinge in der EAST so kurz wie möglich zu halten. Jeder Tag in dieser tristen und unfreundlichen Umgebung ist für die jungen Flüchtlinge ein Tag zu viel. Dass sich die Lebensbedingungen in der EAST auch nach dem Asylgipfel nur marginal verbessert haben, zeigt der Umstand, dass am 24. November 100 AsylwerberInnen zu einem Protestmarsch nach Wien aufbrachen. Neben grundsätzlicher Kritik an Asylverfahren, Abschiebungspraxis und Schubhaft wurde auch Unmut über die Lebensbedingungen in der EAST geäußert.

Zum Rückgang der Zahl der in der EAST untergebrachten AsylwerberInnen haben neben den verstärkten Bemühungen der Verantwortlichen auch andere Umstände beigetragen. Im Herbst 2012 waren die Asylantragszahlen eingebrochen. Stellten im Oktober 2012 noch 1.775 Personen einen Asylantrag, so waren es im Dezember nur noch 1.251 Menschen. Noch stärker zeigte sich der rückläufige Trend bei unbegleiteten Minderjährigen. Während im September 192 neue Anträge registriert wurden, waren es im Dezember nur noch 89.

Zudem wurden mit 1. Jänner 2013 allein in der Erstaufnahmestelle mehr als 100 Minderjährige zeitgleich volljährig und verschwanden somit aus der UMF-Statistik. Das ist damit zu erklären, dass Jugendliche die nur ihr Geburtsjahr oder ihr ungefähres Alter angeben können, durch die Behörde



Erstaufnahmestelle Traiskirchen: Es ist wichtig, den Aufenthalt junger Flüchtlinge hier so kurz wie möglich zu halten.

den 1. Jänner als fiktives Geburtsdatum zugewiesen bekommen. Viele dieser jungen Menschen sind zwar auch nach dem Jahreswechsel minderjährig, allerdings nicht mehr aus Sicht der Asylbehörden, der Fremdenpolizei, der Grundversorgung und der Jugendwohlfahrt.

Aktuelle Situation

Seit Oktober 2012 wurden von NGOs österreichweit mehr als 140 neue Betreuungsplätze für UMF geschaffen. Zudem – so die Erhebungen der asylkoordination österreich – sind noch weitere 200 Betreuungsplätze für UMF geplant oder aktuell in Umsetzung. Derzeit halten sich noch 200 UMF in Traiskirchen auf, wobei etwa die Hälfte bereits zum Asylverfahren zugelassen ist. Es ist somit absehbar, dass es bis Ende März gelingen sollte, den ärgsten Betreuungsnotstand zu beheben. Es bleibt aber noch viel zu tun, um eine aus kinderrechtlicher Sicht akzeptable Betreuungssituation in der EAST, aber auch außerhalb für alle unbegleiteten minderjährigen AsylwerberInnen zu schaffen.

Heinz Fronek ist Experte für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF) und arbeitet als Berater in der asylkoordination österreich. Er ist seit 2001 Leiter der Arbeitsgruppe der UMF-Betreuungsstellen und Initiator des Patenschaftsprojekts Connecting People. www.asyl.at

Buchtipp:

Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Österreich

Das Buch bietet Einblicke in das Leben von Flüchtlingskindern, setzt sich kritisch mit dem österreichischen Asylverfahren auseinander und bietet Vorschläge zur Verbesserung der Situation.



Heinz Fronek
Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Österreich: Asylverfahren & Lebensverhältnisse
216 Seiten, 17,80 Euro



Schweiz: Unterschiedliche Modelle der Staatsbürgerschaftsverleihung brachten unterschiedliche Ergebnisse. Eine Studie untersuchte die Gründe.

Direkte Demokratie nicht mythisch überhöhen

Was bedeutet es für ethnische Minderheiten, wenn die Mehrheit der Stimmberechtigten entscheidet anstatt gewählte PolitikerInnen? Stehen Minderheiten dann schlechter da? Die Politologen Dominik Hangartner und Jens Hainmueller untersuchten diese Frage anhand der Vergabe von Staatsbürgerschaften in der Schweiz.

INTERVIEW: PETER MEIER

Sie haben im Rahmen eines Projekts des Schweizer Nationalfonds untersucht, ob Menschen je nach Herkunftsland unterschiedliche Chancen haben, eingebürgert zu werden. Wie sieht eigentlich der Einbürgerungsablauf in der Schweiz aus?

In der Schweiz müssen sich MigrantInnen in ihrer Wohngemeinde um eine Einbürgerung bewerben. Die Gemeinden entscheiden erst danach über das Einbürgerungsgesuch und

benutzen dafür unterschiedliche Institutionen. Einige Gemeinden kennen ein direkt demokratisches Verfahren, um über individuelle Einbürgerungsanträge zu entscheiden, andere delegieren diese Entscheide an gewählte PolitikerInnen oder spezialisierte Kommissionen. Im ersten Teil unseres Projekts haben wir untersucht, wie es MigrantInnen ergeht, wenn über ihre Einbürgerungsanträge an der Urne direkt demokratisch entschieden wird,

wenn also die WählerInnen einer Gemeinde entscheiden. Dafür haben wir Daten über mehr als 2.400 Einbürgerungsanträge von 1970 bis 2003 untersucht.

Zu welchen Ergebnissen sind Sie gekommen?

Die Daten zeigten, dass sich die Erfolgchancen der direkt entschiedenen Gesuche je nach Eigenschaften der AntragstellerInnen

stark unterschieden. Jene Eigenschaft, die mit Abstand den stärksten Einfluss auf die Erfolgchancen hatte, war das Herkunftsland. Andere „Eigenschaften“ wie Sprachkenntnisse, der Grad der Integration oder ökonomische Leistungsausweise hatten kaum Einfluss. So ist auch erklärbar, dass beim direkt demokratischen Verfahren Einbürgerungsanträge von Personen aus der Türkei und Ex-Jugoslawien zehnmal so oft abgelehnt wurden wie vergleichbare Gesuche aus Italien oder Spanien.

Heißt das, direkt demokratische Instrumente führen zu einer Benachteiligung von sogenannten ethnischen Minderheiten?

Das lässt sich definitiv mit Ja beantworten. Im zweiten Teil des Projekts haben wir untersucht, ob es sich mit Einbürgerungsanträgen, über die gewählte PolitikerInnen entscheiden, anders verhält. Dazu haben wir Registerdaten von über 1.400 Schweizer Gemeinden für die Jahre 1991 bis 2009 ausgewertet. Anfang der 1990er-Jahre wurden Einbürgerungsanträge in 80 Prozent der Gemeinden mit direkter Demokratie entschieden. Im Zuge einiger Grundsatzentscheide des Schweizerischen Bundesgerichts wechselten kurz nach der Jahrtausendwende aber mehr als 600 Gemeinden zum System der repräsentativen Demokratie.

Wie hat sich diese Umstellung ausgewirkt?

In den vier Jahren vor dem Wechsel gab es keine differenziellen Veränderungen in den lokalen Einbürgerungsraten. Aber sobald die Gemeinden von direkter zu repräsentativer Demokratie wechselten, stiegen die Einbürgerungsraten im ersten Jahr schlagartig um 50 Prozent und um mehr als 100 Prozent in den folgenden Jahren an. Je nach Herkunftsland der AntragstellerInnen variierte der Anstieg signifikant: Bei stärker marginalisierten Einwanderungsgruppen war die Zunahme der Einbürgerungsrate viel höher als bei weniger marginalisierten. So stieg beispielsweise die Einbürgerungsrate für Antragstellende aus der Türkei um 68 Prozent und für solche aus Ex-Jugoslawien sogar um 75 Prozent an. Die Rate bei Menschen aus Italien nahm jedoch nur um sechs Prozent zu.

Welche Gründe sehen Sie dafür, dass Gemeinderäte und Parlamente mehr Gesuchen zustimmen als die Stimmbür-

gerInnen? Liegt es daran, dass es vor allem Gemeindeversammlungen in konservativen Gemeinden sind, die über Einbürgerungen entscheiden?

Das ist tendenziell zwar so, kann aber die zitierten massiven Anstiege nach dem Transfer von den Gemeindeversammlungen zu den gewählten PolitikerInnen nicht erklären. Es handelt sich ja um die gleiche Gemeinde. Entscheidend ist die größere Rechenschaftspflicht gewählter Gremien: Wenn ein Einbürgerungsantrag vorliegt, kann man als BürgerIn an der Urne mit Ja oder Nein stimmen, ohne das rechtfertigen zu müssen. Anders bei den gewählten VertreterInnen: Sie müssen bei der Ablehnung eines Einbürgerungsantrags eine schriftliche, stichhaltige und eventuell rekursfähige Begründung abgeben. Diese Begründungspflicht macht es massiv schwieriger, Gesuche in diskriminierender Weise abzulehnen – und unserer Ansicht nach den entscheidenden Unterschied zwischen direkter und repräsentativer Demokratie aus.

Sprechen diese Ergebnisse nicht dafür, mit direkt demokratischen Abstimmungen vorsichtig umzugehen? Derzeit wird auch in Österreich und Deutschland mehr direkte Demokratie gefordert. Wie sehen Sie das grundsätzlich?

Die Ergebnisse unserer Studie zeigen, dass man die direkte Demokratie bei all ihren Vorteilen nicht mythisch überhöhen sollte. Dennoch wird die direkte Demokratie, meiner Ansicht nach zu Recht, häufig als die demokratischste und legitimste Herrschaftsform gelobt. Und ich denke auch, dass es in zahlreichen Politikbereichen – sei es bei der Errichtung eines unterirdischen Bahnhofs, beim Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum, beim Bau eines Atomkraftwerks oder bei der Abschaffung der Armee – sinnvoll ist, die betroffenen BürgerInnen selbst entscheiden zu lassen.

Gleichzeitig ist aber sicherzustellen, dass die verfassungsmäßig garantierten Grundrechte – und in unserem Kontext ist das vor allem die Antidiskriminierungsklausel – nicht in Frage gestellt werden können. Insbesondere bei individuellen Einbürgerungsentscheidungen, die wohl eher einem Verwaltungsakt denn einem genuin politischen Entscheid zuzuordnen sind, scheint es angezeigt, die Entscheidungsgewalt gewählten PolitikerInnen oder spezialisierten Kommissionen zu übertragen, um das Risiko diskriminierender Ablehnungen zu minimieren.

IMPRESSUM

MO REDAKTION:

c/o SOS Mitmensch, Zollergasse 15,
1070 Wien, T +43 1 524 99 00,
F +43 1 524 99 00-9,
redaktion@momagazin.at,
www.momagazin.at

REDAKTION:

Gunnar Landsessel (Chefredakteur; gun),
Petja Dimitrova (Illustrationen), Alexander
Pollak (apo), Karin Wasner (Bilder),
Andreas Görg

AUTORINNEN DIESER AUSGABE:

Eva Bachinger, Gerfried Balzer, Anna Diltsch, Heinz Fro-
nek, Stefan Kraft, Reinhard Krennhuber, Peter Meier, Martin
Schenk, Johann Skocek, Philipp Sonderegger, Georg Spi-
taler, Olivera Stajic, Joachim Stern

PROJEKTLEITUNG: Andreas Görg

COVERBILD: Alexander Pollak

LEKTORAT: Thomas Just, Susanne Drexler, Andreas Görg

GRAFIK: Mitko Javritchev

LAYOUT-KONZEPT: Theo Kammerhofer

DRUCK: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, Wiener Straße 80, 3580 Horn

ANZEIGEN: Sandra Lakitsch, Sebastian Seidl,

office@sosmitmensch.at, T +43 1 524 99 00-16

ABOS: Gerlinde Affenzeller, abo@momagazin.at

T +43 1 524 99 00-66

VERTRIEB:

Der Standard,
Straßenkolportage

AUFLAGE: 30.000

HERAUSGEBERIN:

SOS Mitmensch, Zollergasse 15, 1070 Wien,

T +43 1 524 99 00, F +43 1 524 99 00-9,

Mail: office@sosmitmensch.at

Web: www.sosmitmensch.at

ZVR: 22747570

OFFENLEGUNG gem. § 25 MedienG:

Medieninhaber (Verleger) und

Herausgeberin: SOS Mitmensch

Sitz: Wien

Geschäftsführung: Alexander Pollak,

Gerlinde Affenzeller;

Obfrau: Nadja Lorenz

Grundlegende Richtung: gegen Diskriminierung,

für Menschenrechte, Demokratie

und Migration

ZVR: 22747570

SPENDEN:

PSK 60000, Kto 91.000.590

MO ist das Medium von SOS Mitmensch

gegen Rassismus und Diskriminierung,

für Menschenrechte, Demokratie und

Migration.

Der Nachdruck der Beiträge ist bei Nennung

der Quelle und Übersendung von Belegexemplaren

ausdrücklich erwünscht, wenn das Copyright nicht

ausgewiesen ist. Die Rechte der Fotografien liegen

bei den UrheberInnen.

Falls kein/e Urheber/in ausgewiesen ist:

SOS Mitmensch.

Erratum: In MO 29 wurde Mona Singer, Vorstandsmitglied von SOS Mitmensch, ein falscher Titel und ein nicht mehr existentes Uni-Institut zugeordnet. Tatsächlich hält Mona Singer eine ao. Professur am Institut für Philosophie an der Uni Wien.

machen wir uns **STARK**

Franz Klammer
Skilegende

„Ich halte es für wichtig, den Asylwerbern eine Chance zu geben sich in unserem Land integrieren zu können. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist der Zugang zu Lehre bzw. Arbeit.“

Wer hier lebt, soll auch hier arbeiten dürfen!

In Österreich passiert tagtäglich Zukunftsraub. Aufgrund eines ministeriellen Erlasses dürfen jugendliche Asylsuchende nur sehr eingeschränkt eine Lehre machen. Erwachsene Asylsuchende haben bis auf Saison- und Erntearbeit keinen Zugang zum regulären Arbeitsmarkt. Wir sagen: Wer hier lebt, soll auch hier arbeiten dürfen!

Willi Merryli
ÖGB, Referatsleiter

„Man kann doch nicht Menschen gesetzlich von der Arbeit fernhalten und sie dann als „arbeits scheue Nichtsnutze“ beschimpfen. Arbeit ist eines der Menschenrechte und die sind ja bekanntlich unteilbar!“

Dwora Stein
GPA-djp Bundesgeschäftsführerin

„Das Recht auf Arbeit ist ein Menschenrecht und eine Selbstverständlichkeit in einem demokratischen Staat. Dass Asylsuchende in Österreich nicht arbeiten und auch keine Lehre machen dürfen, ist eine absurde Vergeudung der Potenziale dieser Menschen, zudem mit ihrer Menschenwürde nicht vereinbar und belastet auch noch die Staatskasse und die SteuerzahlerInnen.“

Georg Kapsch
Unternehmer, Präsident der Industriellenvereinigung

„Ein adäquater Arbeitsmarktzugang für Asylwerber ist – unter Berücksichtigung des Ersatzkraftverfahrens – ein wichtiges Anliegen. Vor allem geht es um jugendliche Asylwerber: Wertvolle wirtschaftliche Kompetenzen dürfen nicht durch langes unproduktives Warten verloren gehen. Der Zugang zur Beschäftigung und Ausbildung ist ein wesentliches Element der Integration.“



www.machen-wir-uns-stark.at

Clara Luzia
Musikerin

„Menschen verbieten, zu lernen und zu arbeiten, bedeutet, sie abhängig zu halten, bedeutet in letzter Konsequenz Identitätsraub. Wie scheinheilig können wir sein, zum einen laut nach „Integration“ zu schreien, um dann genau diese durch eine der wirkungsvollsten Entfremdungsmaßnahmen – dem Versagen einer sozialen Teilhabe – zu verhindern?“

Lin
Ausgebildete Heimhelferin

„Ich bin Asylwerberin. Ich habe fast fünf Jahre auf meine Asylentscheidung gewartet. Wie lange muss ich noch warten? Niemand weiß das. Ich habe in Österreich die deutsche Sprache gelernt und mit Hilfe des Integrationshauses die Hauptschule abgeschlossen. Ich habe auch eine Ausbildung als Heimhelferin gemacht. Normalerweise kann ich schon arbeiten gehen, aber ich habe keinen Asylbescheid. Ich möchte mich verselbstständigen. Ich habe Kraft. Ich möchte arbeiten gehen. Arbeit! Arbeit! Arbeit!“

NEUES VON DER BOCK

Von ihr kann man alles haben, nur kein Nein. Die Flüchtlingshelferin Ute Bock ist im wahrsten Sinn grenzenlos. Ihre Sozialarbeit: der ganz normale Wahnsinn. Alltag in Wien.

BESUCHT VON ANNA DILTSCH, FOTO: LEA FRIESSNER



ICH BIN SCHON WIE EINE KLEINE VOTIVKIRCHE

Bei mir haben sie jetzt jeden Tag jemand abgeschoben. Ich bin schon wie die kleine Votivkirche. Die kommen und sagen, sie suchen den Afrikaner XY, der bei mir im oberen Stock wohnt. Sag ich: Der ist grad nicht da, und wenn er kommt, sag ich ihm Bescheid. Oder ich ruf Sie an, jedenfalls versteck ich ihn nicht. Später kommt der Gesuchte ins Haus und ich sag zu ihm: Horch zu, die wollen dich nach Italien zurückschieben. Pack ein bisserl was zusammen und am besten gehen wir gemeinsam hinunter zur Polizei und du meldest dich freiwillig bei denen. Du willst doch sicher zurückkommen nach Österreich, und dann kann dir niemand vorwerfen, dass du dich versteckt hättest. Das ist doch positiv für dich. Schlecht ist, wenn sie suchen müssen, dann gib'ts am Ende gar noch eine Schlägerei, das ist weniger gut. Das hat er eingesehen. Seine größte Sorge war dann, dass er hier das Zimmer verliert. Also wenn ich in der Situation bin, dann ist mir das Zimmer doch total wurscht, oder?

„ZUM DOKTOR KANNST GEHEN, WANNST ASYL HAST“

Da im Saal hab ich schon Männer auf Matratzen schlafen, da hinten im Deutschkurs-

Raum schlafen drei Familien auf Matratzen unter den Tischen – darunter sind auch Kinder und eine fast blinde Frau, die zuckerkrank ist. Weil sie nicht behandelt worden ist, hat sie Zucker in den Augen und ist deshalb halb blind. Der Wirt, wo sie untergebracht war, hat gesagt „Zum Doktor kannst dann gehen, wannst Asyl hast!“ Daraufhin ist das nicht behandelt worden, und sie ist erblindet. Als sie nach Wien gekommen ist, hat der Arzt im AKH gemeint: Wenn man schnell macht, gib'ts noch eine Chance. Der Arzt hat der Frau sogar einen vorgezogenen Operationstermin gegeben. Das ist wie ein Lotto-Sechser, so etwas kriegt man nicht so leicht. Bezahlt werden muss die OP aber schon. Der „Fonds Soziales Wien“ hat sich abgeputzt, er zahlt die Versicherung nicht. Oberösterreich zahlt die Versicherung auch nicht. Wir haben sie jetzt aber trotzdem operieren lassen, und ich werd' das schon irgendwie bezahlen. Ich werd' es irgendwie zusammenbetteln, und jetzt wird das zweite Auge auch noch operiert.

DAS WURSTSEMMERL

Da geh' ich zum Fleischer ums Eck – na, das ist eine Imbissstube und kein Fleischer – geh ich dort hinein, kauf' mir ein Wurstsemmel oder irgendwas, kommt einer, der sagt gleich beim Hereingehen: „Na servas, wenn

ich das Gesicht seh, da geht mir's Gimpfte auf.“ Da hab' ich das Sackerl stehen lassen und hab' gesagt: „Das kann ich nicht verantworten, auf Wiederschaun!“ *Frau Bock wirkt leicht genervt über ein paar Stänkerer in der Gegend.* Alle schimpfen sie. Der in der Neilreichgasse – über der Konditorei –, der schimpft jedes Mal herunter, wenn ich vorbeigeh'. Na gut, das ist mir wurscht, aber man fragt sich trotzdem, was in so einem Gehirn vorgeht. Was geht ihn das an, was ich da mach'? Niemandem tut das weh! Vom Nebenhaus geht einer immer vorbei, schaut immer beim Fenster herein, was ich da mach'. Was glaubt der? Bei was will er mich denn erwischen? Beim Geldzählen?

EIN NÄHKURS

Zu dem Bildungsangebot ist ein weiteres Projekt hinzugekommen: Ich möchte gern einen Nähkurs machen, weil diese Frauen mit ihren Kindern, wenn die nicht einmal eine Naht machen können, ist das eine Katastrophe. Erstens wären sie beschäftigt, das ist auch wichtig, und zweitens wäre ihnen wahrscheinlich geholfen. Die schmeißen manchmal eine Hose weg, nur weil sie ein Lickerl hat.

POPULÄR GESEHEN

Wir sind völlige Anfänger

David Bowie trifft Hannah Arendt. Vom zur Welt kommen und zur Welt bringen.

EINE KOLUMNE VON MARTIN SCHENK
Illustration: Petja Dimitrova

Wir sind völlige Anfänger. David Bowie hat in Berlin den Soundtrack dazu verfasst. „I am an absolute beginner“ – immer wieder irgendwo bei irgendwas. Das ist hilfreich, tröstlich, motivierend und gut gegen Überheblichkeit.

Und es ist eine geheimnisvolle Kraft. Das kann man bei den Expertinnen des Anfangs sehen, den Hebammen. Sie helfen etwas zur Welt zu bringen, ohne selbst zu gebären. Sie sind Begleiterinnen, wenn etwas neu geboren wird. Sie unterstützen, sorgen, begleiten, horten. Das ist eine ungeheuer wichtige Tätigkeit, die in vielen Bereichen hilfreich ist: in allen Berufen, die mit Menschen zu tun haben – von der Jugendhilfe bis zur Altenpflege, besonders aber in der Schule. LehrerInnen sind eigentlich Hebammen: Gute Bedingungen fürs Lernen zu schaffen und zu helfen, dass SchülerInnen für sich etwas zu Wege und zur Welt bringen. Der Blick auf die Tätigkeit der Hebamme zeigt, welche Kraft es hat, zu assistieren, zu unterstützen, in Beziehung zu leben.

Der Anfang ist immer zentral. Eine liebevolle Bindung zwischen Eltern und Kind legt den Grundstein für ein gutes Aufwachsen. Wir brauchen den anderen, um zu uns selbst zu kommen. Kinder mit sicherer Bindung sind selbstbewusster, weniger depressiv und haben größeres Einfühlungsvermögen. Niemand ist das, was er ist, ohne die sorgenden und unterstützenden Tätigkeiten



Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie Österreich.

anderer. Von Geburt an. Dass Menschen einander brauchen, ist der menschliche Normalzustand.

Die Philosophin Hanna Arendt spricht von einer zweiten Geburt. „Nackt geboren in eine Welt können wir sprechend und handelnd Initiativen ergreifen und gleich einer zweiten Geburt unser Geborensein bestätigen.“ Als Hannah Arendt auf der Flucht vor den Nazis war, kam ihre diese „zweite Geburt“ in den Sinn. Als Vertriebene, ohne Reisepass, die sie im Niemandsland zwischen dort und da geworden war, erkannte sie, dass ihre nackte Geburt ihr keine Rechte sichert. Sie war vogelfrei, der „Herrschaft des Niemand“, wie sie die Behörden bezeichnete, ausgeliefert. Erst diese zweite Geburt, der sprechende und handelnde Eintritt in die Welt, stattet uns mit Rechten aus. Das ist eine Erfahrung, die Vertriebene und Rechtlose auch heute machen. Es ist diese zweite Geburt, die Menschenrechte an uns bindet, die Verträge und Grundrechte zur Welt bringt. Durch Erkämpfen, durch Erringen, durch Verhandeln.

Ohne Anfangen geht gar nichts. We are absolute beginners. Sollen in dieser zweiten Geburt soziale und politische Rechte zur Welt kommen, braucht es auch diejenigen, die sie zur Welt bringen. Und jene, Hebammen gleich, die helfen, etwas zur Welt zu bringen, ohne selbst zu gebären.

SONDERECHE

Distanzieren? Ja, aber richtig!

Ein Caritas-Direktor, der AktivistInnen vor den Kopf stößt; eine aufgebauschte Spuckattacke. Von der hohen Kunst der Distanzierung.

UM DIE ECKE GEDACHT MIT PHILIPP SONDEREGGER
Illustration: Petja Dimitrova

In einem Interview Anfang des Jahres bezeichnete Caritas-Wien-Direktor Michael Landau ein Drittel der Refugee-Camp-AktivistInnen als „Chaoten“ und „Extremisten“. Eine Äußerung, die er vermutlich heute so nicht mehr tätigen würde. Doch der Schaden war bereits eingetreten. Viele UnterstützerInnen, die sich in den Dienst der Flüchtlinge gestellt hatten, fühlten sich diskreditiert. Von der demobilisierenden Wirkung auf die Proteste ganz zu schweigen. Szenenwechsel: Nach dem Akademikerball machte ein Video der FPÖ auf Facebook die Runde, auf dem eine Spuckattacke auf eine Ballbesucherin zu sehen war. Viele GegnerInnen des Balles distanzieren sich – auch Alexander Pollak, der Sprecher von SOS Mitmensch. In der Folge bauschte sich der Vorfall unter dem Trommelfeuer der FPÖ-Propaganda in manchem Bericht zum blutrünstigen Mob auf. Diese beiden Anlässe machen deutlich, welche hohe Kunst die angemessene Distanzierung darstellt.

NGOs distanzieren sich von AkteurInnen sozialer Bewegungen, wenn sie verhindern wollen, dass ihnen Handlungen zugesprochen werden, die sie nicht verantworten können. Eine ungeschickte Distanzierung kann allerdings sehr schnell zur „Spaltung“ führen. Damit ist nicht eine bloße Abgrenzung, sondern auch eine Eskalation gemeint, die unnötig Kräfte bindet und gemeinsame Ziele überlagert. Das passiert vor allem dann, wenn Distanzierungen zu pauschal erfol-

ANDERS GESAGT

Mit Kinderpartisanen zur sozialen Gerechtigkeit

Man muss nicht schon im Vorschulalter perfekt Deutsch sprechen für einen erfolgreichen Bildungsweg.

OLIVERA STAJIC ÜBER DIE ROLLE DER MEDIEN, IN EINER PLURALISTISCHEN DEMOKRATIE FÜR DIVERSITÄT ZU SORGEN.

Illustration: Petja Dimitrova



Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler, lebt in Wien und bloggt auf phsblog.at.

gen und Widerspruch provozieren. Das Ziel einer angemessenen Distanzierung ist demnach, die taktisch notwendige Unterscheidbarkeit herzustellen, ohne die strategischen Ziele zu gefährden. Hier einige Anregungen, wie das gelingen kann. Erstens: Distanziere dich von Handlungen, nicht von Personen. Je präziser die Handlung beschrieben ist, desto unmissverständlicher ist die Distanzierung. Zweitens: Benenne auch das Setting der Handlung. Ob ein fragwürdiger Vorfall angemessen war, steht immer in Relation zum Kontext, zu den handelnden und betroffenen Personen. Auch Gerichte beurteilen Straftaten wie zum Beispiel eine Beleidigung danach, wer sie tätigt und wen sie trifft. Drittens: NGOs haben gegenüber Individuen einen klaren Vorteil bei der öffentlichen Durchsetzung ihrer Sichtweise. Deshalb sind Genauigkeit und eine relativierende Kennzeichnung der Aussagen als eigene Position, und nicht als allgemeine Maxime, nur fair. Eine goldene Regel könnte in etwa lauten: Distanziere dich von konkreten Handlungen unter Angabe der Umstände und gib deine Haltung nicht als allgemein gültige Maxime aus.

Philipp Sonderegger ist Experte für zivilgesellschaftliche Organisation und bloggt bei phsblog.at.



Olivera Stajic ist Redaktionsleiterin von daStandard.at.

„Grundbedingung für erfolgreiche Integration ist die Sprache. Daher trete ich für ein verpflichtendes zweites, ebenfalls kostenloses Kindergartenjahr ein.“ Dieses Zitat von Staatssekretär Sebastian Kurz geistert seit Wochen durch die Medien. Es findet BefürworterInnen in allen politischen Lagern. Ich muss entschieden widersprechen – mit einer sehr persönlichen Geschichte. „Wo sind die Verwundeten?“, war mein erster Satz auf Deutsch. Gesprochen wurde er von einem deutschen Soldaten im Partisanenfilm „Mirko i Slavko“, den ich mit zehn Jahren erstmals gesehen habe. Eigentlich kein kindergerechter Stoff: Nazis erschießen alle Männer eines fiktiven jugoslawischen Dorfes, die Frauen werden ins KZ abtransportiert. Die Kinder aber haben sich versteckt und organisieren den Widerstand. Harter Tobak. Als ich im Frühsommer 1992 in Wien landete, habe ich Mirko und Slavko nicht vergessen, ebenso wenig wie den Nazisatz. Doch beides nützt mir nun wenig. Von großem Nutzen ist mir aber der fundierte Muttersprachenunterricht, den ich in meiner bosnischen Dorfgrundschule erhalten habe. Ich hatte das Glück, eine engagierte Serbokroatisch-Lehrerin zu haben, die uns die Grammatikbegriffe auch in Latein eingebläut hat. Am Nachmittag war ich zusätzlich in der Neigungsgruppe „Liga der Junglinguisten“. Lektüre war u. a. internationale Jugendbuchklassiker von Jules Verne oder Mark Twain. Das war die „Unterlage“, auf die ich beim

Deutschlernen zurückgreifen konnte – im Nachhinein betrachtet nicht die schlechteste. Ich behaupte sogar, ich hätte es nicht besser treffen können. Den Sommer 1992 verbrachte ich in einem Volkshochschulsprachkurs für Erwachsene. Im Sommer 1993 bereitete ich mich auf die Aufnahmeprüfung in ein Gymnasium vor und las die eben erwähnten Klassiker noch einmal auf Deutsch und Englisch. Der Rest ist (Bildungs-)Geschichte. Meine Generation, also diejenigen, die im Zuge der Balkankriege nach Österreich kamen, wird gern als großartig integriert gelobt und gegen die typischen Gastarbeiterkinder der zweiten Generation ausgespielt. Ja, teilweise liegt das auch daran, dass unter den Flüchtlingen nicht bloß ungelernete ArbeiterInnen waren. Die Gruppe war vielleicht durchmischer als jene der GastarbeiterInnen. Aber der „Erfolg“ der ehemaligen Flüchtlingskinder gründet auch auf der „Unterlage“, die sie nach Österreich mitbrachten: ihre Erfahrungen in einem sozial durchlässigen Bildungssystem und gute Muttersprachenkenntnisse. Es sind sozial durchmischte Schulen, die Chancengleichheit schaffen – und nicht das „Aussortieren“ vor Schuleintritt. Ein homogenes Angebot für Sechs- bis Vierzehnjährige, das gleichermaßen die Schwachen unterstützt und besonders Begabte fördert, muss her. Dafür braucht man mehr gut ausgebildetes und auf den multilingualen Schullalltag vorbereitetes Lehrpersonal, kleinere Klassen und damit den Willen für eine radikale Bildungsreform.

POPULÄRKULTUR

BUCH



Verleitung zum Aufstand

Ansatzlos, ohne Einleitung, lässt Michael Genner seine Erzählung beginnen. „Am schlimmsten“ lautet der Titel des ersten Kapitels und weiter: „Am schlimmsten ist es, keinen Rat zu wissen.“ Der Frontmann von Asyl in Not eröffnet „Verleitung zum Aufstand“ nicht etwa mit einem Moment des ostentativen Triumphs der NGOs über eine repressive Asylpolitik, sondern mit dem Wissen

um die eigenen Grenzen. Es wäre schlimm, schreibt Genner, Leute, die hoffnungsvoll um Schutz suchen, enttäuschen zu müssen. So geschickt dieser emotionale Einstieg ausfällt, so klug ist dieses Buch angelegt. Statt ideologischer Gemeinplätze und larmoyanter Töne bleibt der streitbare Aktivist durchwegs informativ, eng am Geschehen und rhetorisch (gewohnt) pointiert. Dadurch gelingt ein kleines Kunststück: Indem der Autor vor allem aus seinem Leben erzählt, spannt er einen großen Bogen von seiner Schulzeit über die 1960er Jahre bis heute und macht auf diese Weise eine österreichische Subgeschichte der Repression sichtbar. Immer wieder reichen kleine Episoden, um das zu verdeutlichen. Genner erinnert sich an seinen Lateinlehrer in der bürgerlichen Fichtnergasse, der auf die Bauarbeiter am Gerüst vor den Fenstern zeigt: „Schaut die Proleten an. Die können nicht einmal richtig Deutsch.

Seid's froh, dass ihr nicht werdet wie die.“ Er erinnert sich an die Erziehungsheime, in denen Jugendliche brutal zusammengeschlagen wurden, und an die Gefahr – selbst gegen den Willen der Eltern – auf Veranlassung der Fürsorge dort zu landen. Er verweist auf das traurige Duo an der Spitze des BMI, Löschnak/Matzka, das selbst die Genfer Flüchtlingskonvention abschaffen wollte. Die Klammer für diese Episoden bildet Genners eigenes Engagement. Mit teils feiner Ironie rekapituliert er „seine Kämpfe“: Von der Gruppe Spartakus, die Jugendliche aus den Erziehungsheimen befreite; vom Justizminister Broda, der hier als Mann beeindruckend humanistischer (und aus heutiger Sicht unvorstellbarer) Positionen in der Asylpolitik und als „Verbündeter“ beleuchtet wird; vom Flughafensozialdienst, dessen Mitarbeiter der Autor war und von der Flüchtlingsarbeit für Asyl in Not. Von Menschen, die von den Be-

hörden abgeschrieben wurden, und denen dennoch geholfen werden konnte. Genner wählt seine Worte genau, der Nachdruck dahinter bleibt immer spürbar. Er verschweigt auch Einzelne nicht, die um Asyl ansuchten und das in sie gesetzte Vertrauen enttäuschten wie Henry aus Nigeria, der Drogen verkaufte. Besonders der erste Teil dieser Publikation liest sich wie oral history über Ereignisse, die aus dieser Sicht bislang kaum beleuchtet wurden. Die These des Buches: Was im Bereich der Jugend an autoritärer Politik überwunden wurde, findet sich im Fremden- und Asylwesen frisch restauriert. Derart spannend wurde selten über diese Themen geschrieben. *gun*

Michael Genner

Verleitung zum Aufstand – Ein Versuch über Widerstand und Antirassismus

Mandelbaum Verlag – edition kritik & utopie
255 Seiten, 19,90 Euro

FILM



Die 727 Tage ohne Karamo

An ihre politisch motivierten und formal ausgefeilten Dokumentarfilme schließt Anja Salomonowitz mit ihrer jüngsten Arbeit „Die 727 Tage ohne Karamo“ an. Darin geht es um binationale Paare in Österreich, bei denen „die Liebe mit dem Gesetz kollidiert“, so Salomonowitz. 20 Paare, von denen jeweils ein Partner aus Nigeria oder Afghanistan, jedenfalls aber nicht aus Europa kommt, erzählen davon, wie das Fremdenrecht Familien zerreißt und BeamtenInnen in deren Privatleben herumschnüffeln, um „Scheinehen“ aufzuspüren. Er-

neut setzt Salomonowitz auf eine ausgeklügelte Erzählstrategie: Sie montierte die Erzählungen der betroffenen Paare so, dass diese am Ende eine kollektive Erfahrung – und ein strukturelles Problem – sichtbar machen. Der Fokus liegt dabei auf der persönlichen Stärke ihrer ProtagonistInnen, denn einen Film über das Leiden wollte die Regisseurin vermeiden. Dementsprechend dominiert auch die Farbgebung Gelb in „Karamo“. Sie signalisiert, hier sprechen mutige, lebensfrohe Menschen. Ein Kinostart steht bislang nicht fest. *red*

D wie Durchsetzung

Als Soko-Leiter ließ Erich Zwettler erst TierschützerInnen und später vier Uni-brennt-AktivistInnen umfassend überwachen. Im Dezember gab der Verfassungsschützer Befehl zum Abriss des Refugee-Camps. What next?

TEXT: GERFRIED BALZER

Warum in Österreich bei Demonstrationen keine Autos brennen, das weiß Erich Zwettler, Leiter des Wiener Landesamts für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung: die Sozialpartnerschaft Sorge für sozialen Frieden, und auf den Straßen helfe die Polizei mit einem eigenen „unschlagbaren Modell“ nach. Zwettler spricht von der 3D-Strategie: Dialog, Deeskalation, Durchsetzung. Zentrales Element dieser Strategie sei das Gespräch, „Wir reden viel mit den Veranstaltern“, ließ er sich einmal zitieren. In der Nacht des 28. Dezember 2012 sah das Gespräch eher einseitig aus. Damals ließ der LTV-Leiter das Refugee-Camp im Wiener Sigmund-Freud-Park räumen. Über Lautsprecher gab er den Flüchtlingen fünf Minuten Zeit, die Zelte zu verlassen. Sonst folgen Anzeigen. Was den Verfassungsschützer zum Abriss des friedlichen Protestlagers der Refugees veranlasste, bleibt unklar. Von Zwettlers drei „D“ blieb im Fall der Flüchtlinge offenbar nur das Letzte übrig. Das ist insofern interessant, als ein anderes Protestcamp ganze drei Jahre im 2. Wiener Gemeindebezirk geduldet wurde. So lange wurde am Augartenspitze gegen den Bau des Sängerknaben-Konzertsaals protestiert. Anders als vor der Votivkirche hatte hier kein Spitzenbeamter die AktivistInnen mit wilden CampiererInnen verwechselten – tatsächlich lautete die Räumungsbegründung vor der Votivkirche auf Verstoß gegen die Campierordnung. So erzählen derartige Strategien zwischen Dialog und Durchsetzung auch von den Machtverhältnissen im Land. Die Refugees wurden recht bald abserviert, als illegale Camper-



LTV-Chef Zwettler: Wähnte TierschützerInnen und Uni-AktivistInnen am Sprung zum Terrorismus.

Innen natürlich. Der Verfassungsrechtler Funk bezeichnete die rechtliche Grundlage der Räumung im „Standard“ wohl auch deshalb als „nebulos“.

In die Schlagzeilen geriet Erich Zwettler schon früher, im Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen jene TierschutzaktivistInnen, die am Ende vom Wiener Neustädter Gericht freigesprochen wurden. Zwettler, damals noch Leiter der Soko-Bekleidung, ortete in deren Aktivitäten die Gründung einer kriminellen Vereinigung. Als nämlich die 30-köpfige Soko nach acht Monaten Lauschangriff, Observierungen und Online-

Überwachungen keinerlei Beweise gefunden hatte, wurden die Ermittlungen einfach unter dem Verdacht der Gründung einer kriminellen Vereinigung fortgesetzt. Zwettler wurde für den unverhältnismäßigen Einsatz kritisiert. Schließlich selbst vor Gericht verantworten musste er sich wegen des Einsatzes einer verdeckten Ermittlerin (Deckname: Danielle Durand). 15 Monate lang hatte die Beamtin versucht, die TierschützerInnen auszuhorchen – ab 1. Jänner 2008 wäre eine Genehmigung dafür allerdings gesetzlich vorgeschrieben gewesen. Zwettler hatte zu früherem Zeitpunkt als Zeuge vor Gericht erklärt, es hätten ab dem 1. Jänner keine verdeckten Ermittlungen stattgefunden. Richterin Arleth bezeichnete das als „schlichte Schutzbehauptung“, das Verfahren gegen den Soko-Leiter wurde aber eingestellt, da der Vorwurf der Falschaussage nicht nachweisbar war.

Was blieb, ist die Kritik an scheinbar überbordenden Ermittlungen der Sonderkommission. Schon ein knappes Jahr später sollte sich dieses Muster bereits wiederholen. Nun standen vier AktivistInnen der Uni-Brennt-Bewegung im Fokus. Ihnen wurde Brandstiftung zur Last gelegt, das LVT sprach von verbrecherischem Komplott. Letztlich ging es um zwei brennende Mistkübel. Auch im Fall der StudentInnen wurde monatelang observiert, saßen sie mehrere Wochen in U-Haft, wurde auf dürftiger Faktenbasis der Prozess eröffnet. Und auch diesmal endete das Verfahren mit einem Freispruch. Zwettler hatte zu seinem Antritt beim LVT übrigens Rechtsextremismus zu seinen Schwerpunktthemen gezählt.

POPULÄRKULTUR

BUCH



Zuhause ist überall

Dieses Buch ist eine Freude: das gelungene Cover mit der Autorin als junge Journalistin und in einer Rezensierung als ehrwürdige Publizistin und der schöne rote Bucheinband. Doch auch der Inhalt des Buches ist

ein Lichtblick. Die langjährige ORF-Journalistin Barbara Coudenhove-Kalergi legt ihre Erinnerungen vor und spannt den Bogen von ihrer Kindheit in Prag bis ins heutige Wien. Sie erzählt von ihrer weit verzweigten Familie und von der Vertreibung aus Prag, von ihren Erfahrungen als Reporterin bei historischen Ereignissen, über die Solidarnosc-Bewegung in Polen, die „sanfte Revolution“ in der Tschechoslowakei und den Fall der Berliner Mauer. Bei der Schilderung der Vertreibung ihrer Familie aus Prag nach Kriegsende ist interessant zu sehen, wie sehr Bildung und Adelshintergrund bei einem einschneidenden Ereignis wie diesem auch von Vorteil sein können: Die Amerikaner, die die tausenden Vertriebenen vorerst in Lagern unterbrachten, teilten Coudenhove-Kalergis Vater und

Bruder sofort als Verantwortliche bzw. Dolmetscher ein, weil sie Englisch sprachen. In Salzburg nach langem Fußmarsch angekommen, half der vorbeikommenden Familie eine feine Dame mit großer Villa, obwohl der Vater mit altem Militärmantel und Mehrtagebart aussah „wie ein Landstreicher, der er ja auch ist“, aber „ich werde doch noch einen Herrn erkennen“, begründete die baltische Baronin ihre Gastfreundschaft. Unterschlupf findet die Familie im Lungau, wo der Großvater ein Bauernhaus besaß. An der Tatsache der Vertreibung der Familie änderten aber weder Bildung noch Status etwas: Die 13-jährige Barbara steckte ihr Taschenmesser und eine Wolldecke in ihren Kinderrucksack – das war alles, was ihr geblieben ist. Coudenhove-Kalergis Schreibstil ist flüssig und span-

nend zu lesen. Hervorzuheben ist vor allem die bewegende Reportage „Der letzte Jude in Frauenkirchen“. Beeindruckend zeichnet sie nach, wie jüdische Kaufleute in dem burgenländischen Ort bis zu Hitlers Einmarsch unbehelligt leben konnten, wie die jüdische Kultur aufblühte und von den anderen Einwohnern akzeptiert wurde. Alles änderte sich über Nacht: Die 336 Juden wurden beraubt, geschlagen, gedemütigt, vertrieben, viele ermordet. Heute sieht man nur noch wenige Spuren vom jüdischen Leben im Burgenland: In Frauenkirchen gibt es den Friedhof, den Coudenhove-Kalergi völlig verwahrlost vorfindet.

Barbara Coudenhove-Kalergi
Zuhause ist überall. Erinnerungen.
 Zsolnay Verlag
 336 Seiten, 23,60 Euro

BUCH



Scheinehen & Polithysterie

Rund 28 Prozent aller geschlossenen Ehen waren im Jahr 2004 „binational“. Auch daran er-

kennt man, dass sich die Alpenrepublik gewissermaßen aus der Isolation der Nachkriegsordnung befreit hatte. Nach diesem Jahr ging der Anteil sprunghaft zurück. Restriktive Fremden-gesetze dürften dafür verantwortlich sein, nicht jede/r verfügte über die nun u. a. geforderte Einkommenshöhe. Wie die Politik sogenannte „Scheinehen“ auf ihr Radar nahm, um Strategien der Ausgrenzung fortzusetzen, untersucht die Autorin Irene Messinger in ihrem Buch „Schein oder nicht Schein“, dem ihre Dissertation zum Thema zugrunde liegt. Messinger führt in die Rechtslage ein, erklärt deren Entwicklung und problematisiert die Konstruktion verdächtiger Personen sowie die

seltsamen Praktiken der Fremdenpolizei selbst. Die Autorin legt die teils spröde Materie anschaulich dar, greift immer wieder auf Interviews und Recherchen zurück, um Sachverhalte zu konkretisieren. Vieles in diesem Buch gibt zu denken. Etwas die Art und Weise, wie mit dem Begriff der „Scheinehe“ falsche Bilder evoziert wurden. Auf den Hinweis, dass die Anzahl solcher Ehen verschwindend gering sei, folgt die bedauernde Feststellung, dass dieses Wissen in der Öffentlichkeit nie ankommt. Seit einer Gesetzesnovelle wird jede/r, der/die keinen österreichischen Staatsbürger heiratet, bei der Fremdenpolizei gemeldet. StandesbeamtenInnen sind dazu

nunmehr verpflichtet. Dass „Scheinehen“ im Übrigen eine lange Geschichte haben, damit beginnt dieses Buch: Geheiratet wurde, um zu erben, um Kinder zu legalisieren oder steuerrechtliche Vorteile zu lukrieren. Wichtig war die „Scheinehe“ schon in der NS-Zeit – so konnten sich Menschen vor dem möglichen Tod retten. *red*

Irene Messinger
Schein oder nicht Schein – Konstruktion und Kriminalisierung von „Scheinehen“ in Geschichte und Gegenwart
 Mandelbaum Verlag – edition kritik & utopie
 280 Seiten, 19,90 Euro

POPULÄRKULTUR

BUCH

Gut gegen Mölzer

Hat es Sinn, mit RechtspopulistInnen zu diskutieren? Welchen Wert hat die direkte Auseinandersetzung mit nationalistischen Stehsätzen? Liefert man sich dabei unnötig der Gefahr aus, ein zusätzliches Forum zu bieten? Alexander Pollak wollte es – auch gegen den Rat einiger politischer WeggefährtenInnen – ausprobieren und konnte FPÖ-Altstar Andreas Mölzer für ein Streitgespräch gewinnen. Mit ihm diskutierte der Sprecher von SOS Mitmensch an den zentralen Konfliktlinien der jeweils vertretenen Organisationen. Das Interview ist in MO 29 nachzulesen. In „Gut gegen Mölzer“ setzt Pollak sich noch einmal mit seiner „Exkursion ins rechte Eck“ auseinander. Neben einer ungekürzten und kommentierten Version des Streitgesprächs selbst gibt Pollak Einblicke, wie er sich auf dieses Gespräch mit dem politischen Gegner vorbereitet hat. Zu seinem Rüstzeug zählt eine umfangreiche Sammlung von Argumenten und Strategien, mit denen er auf antizipierte rhetorische Manöver des FP-Chefideologen reagieren will. Pollak lässt seine Überlegungen jeweils auch in Gesprächspassagen einfließen, wobei es immer wieder

gelingt, Unschlüssigkeiten und Unehrllichkeiten rechtspopulistischer Argumentation aufzuzeigen. Im Streitgespräch zeigt sich allerdings auch schnell, dass ein gekonnter Wechsel zwischen Ernst und Ironie Mölzers effektivstes Mittel gegen noch so gute Gegenargumente darstellt. „Gut gegen Mölzer“ bietet einen wertvollen und lebendigen Einblick in Argumentationsstrategien gegen Rechts und fasst dabei zahlreiche Gegenargumente und Strategien zusammen. Es kann allen empfohlen werden, die schon öfter bemerken mussten, wie schwierig es ist, vorurteilsbasierter Rhetorik effektiv und schlagfertig entgegenzutreten. Ein Patentrezept ist von dieser Publikation nicht zu erwarten, sie zeigt aber, dass es sehr wohl Sinn hat, sich der Diskussion zu stellen.

Bernhard Spindler

Alexander Pollak
Gut gegen Mölzer.
 Exkursion ins rechte Eck.
 edition a
 96 Seiten, 14,90 Euro

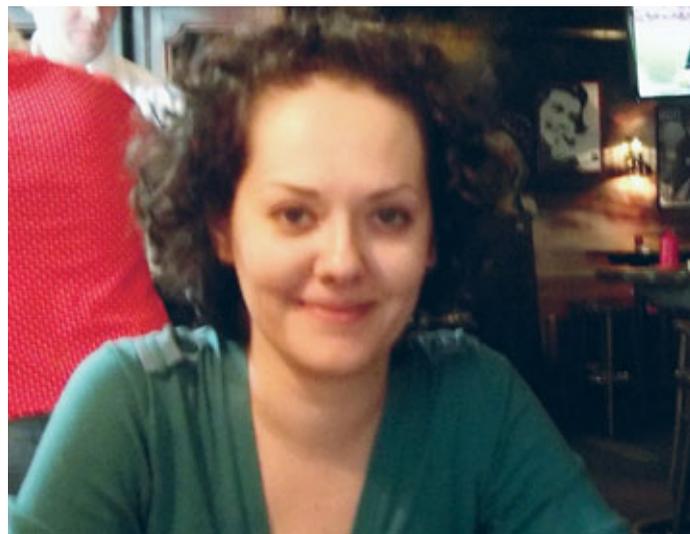


Foto: Iulia Hasan

LISTEN

2 X 5 DINGE UND SONST?

Iulia Hasan, 24, hält Kontakt zu den MO-KolporteurInnen. Die Rumänin studiert Internationale Entwicklung an der Uni Wien und wohnt seit 5 Jahren in Wien.

5 Orte, die ich mir unbedingt ansehen will:

- 1 Machu Picchu
- 2 Nevada-Wüste
- 3 der nordöstlichen Teil Rumäniens
- 4 Spanien
- 5 Tokio

5 Dinge, die ich an Wien am liebsten mag:

- 1 Der Frühling in Wien ist einfach großartig
- 2 Der Naschmarkt im Sommer
- 3 Dass man an einem Normaltag mehr als fünf verschiedene Sprachen auf der Straße hört
- 4 Kaffeehäuser
- 5 Internationalität und Multikulturalität der Stadt

Und sonst?/Mai altceva?

Kann kaum erwarten, mein Studium abzuschließen – und dann mal sehen, was noch weiter kommt.



Ja, ich will 4x jährlich MO lesen.

- StudentInnen | Selbstkostenabo **10 Euro**
- Normalabo **20 Euro**
- Förderabo **60 Euro** (mit dem Förderabo unterstützen Sie Verkaufsschulungen für unsere KolporteurInnen)



**MO – Im entscheidenden Augenblick
das Richtige tun!
Menschenrechte gehen uns alle an.**

Name

Adresse

PLZ | Stadt

E-Mail abo@momagazin.at

Post SOS Mitmensch, Zollergasse 15, A-1070 Wien

SOS MITMENSCH

TEXT: ALEXANDER POLLAK

20 JAHRE SOS MITMENSCH

Für eine noch kraftvollere Zivilgesellschaft

Mehr als 600 Menschen nahmen Ende Jänner an der SOS-Mitmensch-Matinee für Zivilcourage teil. Im Zentrum standen der Kampf gegen Rechtsextremismus, der Einsatz für Flüchtlingsrechte und Lösungen für eine gleichberechtigte Gesellschaft. Eine ganz besondere Bedeutung wurde der Veranstaltung durch die Verleihung des Ute-Bock-Preises für Zivilcourage an den Linzer Polizisten Uwe Sailer sowie durch die Verlei-

hung eines Sonderpreises an die Flüchtlinge in der Votivkirche gegeben. „Die Matinee war für mich ein wunderbares Erlebnis und hat mich bestärkt und motiviert. Danke an alle, die dieses Erlebnis möglich gemacht haben!“, so eine von vielen Stimmen, die uns erreichten. Auch das Team von SOS Mitmensch möchte sich bei allen, die an der kraftvollen Matinee mitgewirkt haben, noch einmal ganz herzlich bedanken.



Matinee für Zivilcourage im Volkstheater

BENEFIZAUKTION ZEITGENÖSSISCHER KUNST

Steigern Sie am 18. April mit – für einen guten Zweck!



Bereits zum 13. Mal findet heuer die kuratierte Benefizauktion zeitgenössischer Kunst zugunsten der Menschenrechtsarbeit von SOS Mitmensch statt. Zahlreiche namhafte

KünstlerInnen haben wieder unentgeltlich ihre Arbeiten zur Verfügung gestellt. Das breit gefächerte Angebot umfasst rund 90 Zeichnungen, Drucke, Gemälde, Fotoarbeiten und Skulpturen. Dafür herzlichen Dank an die KünstlerInnen! Ab Mitte März werden die Kunstwerke sowie die Versteigerungsbedingungen auf der Homepage von SOS Mitmensch veröffentlicht. Der druckfrische Katalog ist ab Ende März erhältlich und kann ebenfalls über die Homepage bestellt werden: www.sosmitmensch.at Wer die Kunstwerke schon vor dem Auktionsabend live sehen möchte, kann die Arbeiten bereits ab Montag, dem 15. April, während der

Öffnungszeiten des Kassensaals (wochentags von 9.00 bis 17.00 Uhr) besichtigen. Mitgesteigert werden kann vor Ort, es ist aber auch möglich, telefonisch zu bieten oder schriftlich vor der Auktion ein Gebot abzugeben. Sie können den Kauf einer Arbeit bei der diesjährigen Kunstauktion im Sinne der Spendenabsetzbarkeit steuerlich nützen.

Zeit und Ort der Veranstaltung:
 Donnerstag, 18. April 2013
 Beginn: 19.00 Uhr (Einlass ab 18.30 Uhr)
 Großer Kassensaal der Österreichischen Postsparkasse
 Georg-Coch-Platz 2, 1010 Wien

Diskriminierung macht Schule

Statt auf die tatsächlichen Bedürfnisse von Kindern Rücksicht zu nehmen, sieht das neue Wiener Schulmodell vor, dass nur noch Kinder, die gut Deutsch sprechen, die 1. Klasse Volksschule besuchen dürfen. Wir sagen: Kinder, egal welcher Sprachherkunft, sollten gefördert und nicht ausgeschlossen werden.

Erfolgreiche Einsprüche gegen Schubhaft

SOS Mitmensch ruft die Politik dazu auf, umgehend darauf zu reagieren, dass Schubhäftlinge in Österreich systematisch zu Unrecht eingesperrt werden. Allein der konsequenten Arbeit von Hilfs- und Beratungsorganisationen ist es zu verdanken, dass dieses Unrecht aufgedeckt und durch erfolgreiche Einsprüche bekämpft wird.

Nehmt Euch frei, am 8. Mai!

Wir feiern den 8. Mai als jenen Tag, an dem die Niederlage der Nazis endgültig besiegelt wurde. Dieser Tag markiert den Aufbruch in Richtung Demokratie. Nehmen Sie sich daher am 8. Mai frei und feiern Sie mit uns am Heldenplatz! Mehr Informationen auf: www.jetztzeichensetzen.at



Ein Tag der Demokratie.

ANDERE ÜBER ...

Rückschritt als Fortschritt?

Mit der Staatsbürgerschaftsnovelle 2013, sofern sie in der vorliegenden Form umgesetzt wird, behauptet sich Österreich als eines der europäischen Schlusslichter in Integrationsfragen.

Ein Kommentar von Joachim Stern.

Seit unter der schwarz-blauen Regierung 2006 das Staatsbürgerschaftsgesetz geändert wurde, sind die Einbürgerungszahlen dramatisch zurückgegangen. Die Quote der jährlichen Verleihungen liegt mit 0,7 Prozent der ausländischen MitbürgerInnen auf einem historischen und europäischen Tiefststand. Die Staatsbürgerschaft ist für viele Menschen unerreichbar, selbst ein Großteil der ÖsterreicherInnen könnte die Kriterien nicht erfüllen. Sehr lange und formalistisch starr berechnete Fristen von sechs bis 30 Jahren, die allerdings bei nur einem einzigen Tag Unterbrechung neu zu laufen beginnen, sind dafür ebenso maßgeblich wie eine Reihe anderer „Voraussetzungen“: ein pauschaler Ausschluss aus dem Verfahren findet schon beim bloßen Verdacht statt, eine Verwaltungsstrafat begangen zu haben. Für die neue Staatsangehörigkeit muss die Vormalige zurückgelegt werden. Nach dem Bildungshintergrund selektierende Tests (mit teils historisch falschem Wissen versehen) entscheiden. Die Anforderungen an Deutschkenntnisse werden zunehmend erhöht. Vor allem aber enthält das Gesetz eine ganz direkte soziale Exklusion: seit 2006 dürfen MindestsicherungsbezieherInnen aber auch andere Personen, die kein monatliches Einkommen in Höhe von regelmäßig mehr als 1.000 Euro netto monatlich erzielen können, ausnahmslos nicht mehr eingebürgert werden. Schaffen schon rund zwei Drittel der alleinstehenden Arbeiterinnen und rund ein Drittel der Arbeiter in Österreich die Hürden nicht, wird der Gender-Gap mit Kindern noch größer – eine Alleinerzieherin hat typischerweise kaum Chance auf Einbürgerung. Europaweit einzigartig hohe Verfahrensgebühren von bis zu 2.469,50 Euro pro Person vertiefen den Graben zwischen dem Status als Fremde und als StaatsbürgerInnen, als Rechtsobjekt und als Rechtssubjekt, weiter.

Statt sich dieser Ausschlüsse grundlegend zu widmen, wurde nun vorgeschlagen, für „ausgezeichnet integrierte“ MigrantInnen nach sechs Jahren eine an noch höhere Voraussetzungen gebundene Einbürgerungsmöglichkeit zu schaffen – wenig Neues, bedenkt man, dass eine ähnliche Bestimmung erst 2006 abgeschafft wurde. Auch in sozialen Belangen soll schlicht das Rad der Zeit zurückgedreht werden, allerdings nur ein Stück. So soll zwar nicht mehr jede vermögenslose Person – egal aus welchem Grund – von der Einbürgerung ausgeschlossen sein, allerdings muss eine Einschränkung bei der Erwerbstätigkeit „dauerhaft“ sein und weiterhin müssen die vollen Gebühren gezahlt werden. Damit bleiben jedenfalls etwa auch Frauen, die sich der Kindererziehung widmen, typischerweise ausgeschlossen.

Menschenrechtswidrig und europaweit einzigartig soll weiterhin an der Diskriminierung unehelicher Kinder österreichischer Väter festgehalten werden – sie bekommen die Staatsbürgerschaft durch Geburt nur, wenn der Vater vor der Geburt ein Anerkenntnis abgibt – eine oft nur theoretische Möglichkeit. Und anstatt, wie etwa auch in Deutschland, ein *ius soli* einzuführen, das hier geborene Kinder auch als ÖsterreicherInnen anerkennt, wird auch am veralteten Konzept des Verbots der mehrfachen Staatsbürgerschaft festgehalten.

Tritt die Novelle in dieser Form in Kraft, wird Österreich seine Position unter den Schlusslichtern Europas in Integrationsfragen kaum verbessern. Dass seit kurzem erstmals mehr als eine Million Menschen oder nahezu 12 Prozent der Bevölkerung in Österreich ohne Staatsbürgerschaft sind, ohne volle Gleichberechtigung und insbesondere ohne Wahlrecht, zeigt nicht nur das individuelle menschenrechtliche Problem, sondern das uns alle betreffende demokratische Defizit bedrohlich auf.



Illustration: Petja Dimitrova

ZUR PERSON

Joachim Stern

Joachim Stern ist Verfassungsjurist an der Universität Wien, Mitglied im Netzwerk Migrationsrecht und im Alternativen ExpertInnenrat für Migrations-, Integrations- und Gleichstellungsfragen.



Eine unserer Clubgarnituren.

Ö1 Club-Mitglieder haben es gut:

Sie setzen auf die Nummer 1 in Sachen Kultur und erhalten bei mehr als 500 Kulturpartnern Ermäßigungen.

Sämtliche Ö1 Club-Vorteile
finden Sie in oe1.ORF.at

Ö1 gehört gehört.
Ö1 Club gehört zum guten Ton.

ORF



ÖSTERREICH 1
CLUB



KUNSTAUKTION 2013

KUNSTAUKTION ZEITGENÖSSISCHER KUNST
zugunsten von **SOS MITMENSCH**



Donnerstag, 18. April 2013, 19 Uhr
Großer Kassensaal der Postsparkasse,
Georg Coch-Platz 2, 1010 Wien